Die Kriegsfährte.

Ein Roman

vom

Capitain Mayne Reid,

Verfasser von: „Die Skalpjäger“, „Die Freischaar“, „Die Heimath in der Wüste“, „Die Buschknaben.“

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Vierter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1857.

Die Kriegsfährte.

Vierter Band.

Erstes Kapitel.

Der Marsch.

Aurora und der Mond kämpften noch um die Herrschaft des Himmels, als unser Signalhorn die schmetternde Reveille blies, die Freischärler aus ihrem Schlummer weckte und ihre Rösse im Stalle munter machte.

Es dauerte nicht mehr lange, so triumphirte die Göttin des Morgens und in ihrem sanftblauen Lichte sah man Menschen und Pferde sich umher bewegen, bis das Horn wieder ertönte.

Und nun begannen die Freischärler, sich auf der Plaza zu formiren und sich marschfertig zu machen.

Ein einziger Wagen mit seiner weißen Plane und einem langen Maulthiergespann stand in der Mitte des Platzes. Dieser Wagen machte den ganzen

Bagagetrain unseres Corps aus und diente zugleich als Ambulance für unsere Kranken.

Sowohl Gepäck als Kranke waren aufgeladen und das Fuhrwerk zum Aufbruch bereit. Der schon im Sattel sitzende Signalist erwartete meinen Befehl, um zum Abmarsch zu blasen.

Ich war noch einmal in mein geliebtes „Rauchzimmer" auf die Azotea hinaufgegangen. Vielleicht war es das letzte Mal, daß ich meinen Fuß auf die bunten Ziegel setzte.

Meine Augen schweiften über die Plaza, obschon ich wenig beachtete, was hier vorging.

Blos die hervorstechenden Punkte des Gemäldes wurden von mir bemerkt — gesattelte und gezäumte Rosse, Reiter, welche zusammengerollte Decken, Holftern und Mantelsäcke aufschnallten und von welchen Einige schon im Sattel saßen. Mehrere standen auch neben den Köpfen ihrer Pferde und noch Andere bildeten eine Gruppe an der Thür der Pulperia und tranken einen letzten Schluck Mezcal oder Catalan mit ihren schwarzbraunen mexikanischen Freundinnen.

Hier und da vor irgend einer Hütte sah man auch vielleicht einen zärtlicheren Abschied. Der marschfertig gerüstete Reiter, mit Waffen, Mantelsack und Feldflasche beladen — lehnte sich an die schweren Eisengitter eines Fensters, mit nach innen gewen-

detem Gesichte, als ob er durch das Gitter eines Kerkers mit einem Gefangenen spräche. Aber er selbst ist der eigentliche Gefangene, der sich während seines kurzen Aufenthaltes hat bestricken lassen und noch in den Fesseln der olivenbraunen Poblana schmachtet, deren dunkle schwimmende Augen man auf der andern Seite des Gitters von Liebe funkeln oder von wehmüthiger Zärtlichkeit überfließen sieht.

Andere nehmen in abgelegenen Winkeln unter dem Schatten der Kirchenmauern oder in Gruppen von Vier oder Fünf offen auf der Plaza selbst Abschied.

So früh die Stunde auch noch ist, so sind die Einwohner doch sämmtlich schon aufgestanden und nicht wenige der braunen Dirnen mit ihren kurzen Röcken sind schon mit dem Jarro auf dem Kopfe unterwegs nach dem Brunnen.

Hier werden die Krüge gefüllt und vielleicht zum letzten Male von den Freischärlern, welche sich dieses Dienstes mit so viel Grazie, als sich von ihnen verlangen läßt, entledigen — auf die schwarzlockigen Köpfe gehoben. Dann folgen lächelnde Verbeugungen und ein Dialog, der sich von Seiten des Freischärlers bis auf den ganzen Umfang seiner Kenntniß der spanischen Sprache, nämlich auf die Redensart erstreckt:

„Mucho bueno, muchacha!“

Die gewöhnliche Antwort, wobei zugleich zwei Reihen blendend weißer Zähne zum Vorschein kommen, lautet:

„Mucho bueno, cavallero! Mucho bueno, Tejano!“

Diese Antwort ist eben so grammatikalisch falsch als die Anrede, damit sie Dem, an den sie gerichtet ist, desto leichter verständlich sei.

Oft habe ich mich über das Glück gewundert, welches meine großen ungeschlachten Kameraden bei diesen kleinen dunkeläugigen Töchtern Anahuac's machten; aber Viele der Erstern waren Leute von wirklich nicht schlechtem Aussehen. Im Gegentheile befanden sich auch schöne junge Männer darunter, denen Nichts fehlte als reine Wäsche und ein wenig Rasiren.

Das Auge der Frauen blickt jedoch in solchen Dingen sehr scharf. Es durchdringt mit leichter Mühe die Entstellung des Schmutzes, die Einwirkung der bräunenden Sonne und die zottige Maske eines schlecht gepflegten Bartes, und kein Auge ist in dieser Beziehung schärfer, als das der schönen Mexikanerinnen. In dem großen, starken, anscheinend plumpen Individuum, welches man einen Freischärler nennt, sieht sie ein Musterbild von Kraft und Muth, ein Herz, welches sie lieben, und einen

Arm, der sie beschützen kann. Dies sind Eigenschaften, die in allen Zeiten die Liebe des Weibes gewonnen haben.

Es ist klar, daß nicht Alle, welche wir zurücklassen, Freunde sind. Man bemerkt auch feindselige Gesichter, von welchen Viele hinter offenen Thüren oder Fenstern hervorlugen.

Hier und da schwankt ein mürrischer Lepero in seiner Decke einher oder kauert an der Ecke der Straße und schielt grimmig unter seinem breitkrämpigen Hute hervor. Die meisten dieser Klasse sind — wie schon längst ermittelt worden — bei der Guerrilla abwesend, doch sind immer noch Einige da, um dem Bilde den nöthigen Schatten zu geben.

Sie betrachten die Annäherung gegen die Frauen mit schlechtverhehltem Unmuthe, und würden diese Artigkeit rächen, wenn sie es wagten. Sie beschränken die Kundgebung ihres Grolles feiger Weise darauf, daß sie die Frauen selbst mißhandeln, so oft sich die Gelegenheit dazu darbietet. Nur erst gestern Abend ward Einer von ihnen ertappt, als er eben seine Geliebte schlug, weil sie das Verbrechen begangen, zu lange in der Gesellschaft eines Tejano zu verweilen. Der Tejano nahm aber in diesem Falle das Gesetz selbst in die Hand und züchtigte den eifersüchtigen Telado auf das Nachdrücklichste.

Selbst bei dem flüchtigen Blicke, den ich diesen Abschiedsscenen widmete, konnte ich nicht umhin, auf den Gesichtern einiger der jungen Mädchen einen Ausdruck zu bemerken, der eine seltsame Bedeutsamkeit zu haben schien. Es war Etwas mehr als Wehmuth. Es glich mehr dem unruhigen Blicke, welcher Besorgniß verräth.

Vielleicht ließ der Gemüthszustand, in dem ich mich befand, mir diese Dinge größer erscheinen, als sie eigentlich waren. In diesem Augenblicke fand ein Kampf in meiner Brust statt und ein Gefühl von Unentschlossenheit lastete schwer auf mir. Die ganze Nacht hindurch hatten meine Gedanken bei einem und demselben Gegenstande verweilt, der Gefahr, welche meiner Verlobten drohete — die ganze Nacht hatte ich über Pläne zur Abwendung dieser Gefahr nachgedacht, ohne daß es mir gelungen wäre, einen mich zufriedenstellenden zu ersinnen.

Allerdings war die Gefahr eine blos vorausgesetzte und unbestimmte, aber eben in dieser Unbestimmtheit beruhete die Schwierigkeit, Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Hätte sie eine greifbare Form angenommen, so würde ich leichter Mittel gefunden haben, sie zu vermeiden; aber nein — sie blieb ein Schatten, und

welche Vorsichtsmaßregeln gegen einen Schatten zu treffen seien, wußte ich nicht.

Als der Morgen anbrach, kämpfte ich immer noch mit derselben fieberhaften Unentschlossenheit. So problematisch auch die Gefahr war, welche meine Phantasie heraufbeschworen, so traten doch Augenblicke ein, wo sie mich mit Entsetzen erfüllte — Augenblicke, wo mein Geist von einer qualvollen Ahnung gemartert ward und ich durch keine Anstrengung der Willenskraft diese Last abzuwerfen vermochte. Trotz aller meiner Philosophie konnte ich mich nicht des Glaubens erwehren, daß kommende Ereignisse ihren Schatten vorangehen lassen, und fortwährend wiederholte ich in Gedanken diese prophetischen Worte. Auf meiner Seele ruheten ganz gewiß Schatten, und zwar sehr schwarze. Wenn die Ereignisse in irgend einem Zusammenhange damit standen, so harrte meiner wirklich ein großes Unglück.

Ich habe die Gefahr, in welcher Isolina sich befand, eine unbestimmte genannt. Mit Hülfe einer flüchtigen Analyse aber war sie durchaus nicht so sehr unbestimmt, sondern ließ sich direct auf Raphael Ijurra's Anwesenheit zurückführen.

Allerdings gab es auch noch andere Ursachen zu Besorgniß. Andere Gefahren umringten sie,

welche in dem unruhigen Zustande des Landes ihren Grund hatten — diese aber zielten nicht auf sie speciell ab.

Diese Grenzprovinz hatte sich seit Jahren in Folge von Revolutionen oder Einfällen der Indianer im Zustande der Unruhe und Verwirrung befunden und der Krieg war ihren Bewohnern nichts Neues. Mitten unter diesen Kämpfen war die schöne Blume zur vollkommenen Blüthe herangewachsen, ohne zermalmt oder zertreten zu werden. Isolina de Vargas war ein Wesen, welches Muth genug besaß, um sich gegen Beleidigungen zu wehren und Zudringlichkeiten zurückzuweisen. Eben hatte ich einen Beweis davon erhalten.

Unter gewöhnlichen Umständen fürchtete ich daher nicht, daß sie irgend einer Schwierigkeit nicht gewachsen wäre.

Die Umstände aber, in welchen sie sich jetzt befand, waren nicht von dieser Art. Sie waren außerordentlich und zwar im äußersten Grade. Außer dem Lichte, welches durch Ijurra's eigene drohende Geständnisse auf seine Absichten geworfen ward, wußte ich auch noch andere Dinge von ihm. Holingsworth hatte mich diesen schlechten Menschen kennen gelernt, und dieser schlechte Mensch war es, der mir Besorgnisse einflößte. Von einem so niedrigen

und verworfenen Gemüthe war es ganz natürlich, das Schlimmste zu fürchten.

Aber was konnte ich thun? Ich hätte auf meinen Posten als Capitain eines Freicorps verzichten und an Ort und Stelle bleiben können; dies aber wäre schlimmer als zwecklos gewesen. Ich hätte mich selbst nicht schützen können, viel weniger Jemand anders. Sobald die Scharfschützen nicht mehr am Orte waren, wäre mein Leben hier keine Stunde lang sicher gewesen.

Ein einziger Plan bot sich dar, welcher den Anschein von Ausführbarkeit und Räthlichkeit hatte, nämlich noch einmal mit Isolina und auch mit ihrem Vater zu sprechen, und sie inständig zu bitten, den Schauplatz der Gefahr sofort zu verlassen. Sie konnten nach Antonio de Bexar gehen, wo sie in Sicherheit wohnen konnten, bis der Krieg beendet wäre.

Erst im letzten Augenblicke fiel mir dieser glückliche Gedanke ein, und ich machte mir selbst Vorwürfe, daß ich nicht eher daran gedacht.

Die Hauptschwierigkeit würde in dem Widerstande Don Ramon's gelegen haben. Ich wußte, daß er die Freundschaft kannte, welche zwischen mir und seiner Tochter bestand, und ferner, daß er ihr kein Hinderniß entgegengestellt hatte. Wie aber

konnte ich ihn von der Nothwendigkeit einer so plötzlichen Auswanderung, wie die, welche ich vorzuschlagen im Begriff stand, überzeugen? Wie konnte ich ihn von der Gefahr überzeugen, die ich selbst fürchtete? und zwar von einer solchen Seite her?

Auch noch auf eine andere Schwierigkeit konnte ich stoßen, und zwar in dem stolzen Geiste Isolina's selbst.

Ich fürchtete sehr, daß sie sich nie dazu verstehen würde, sich auf diese Weise aus ihrer Heimath vertreiben zu lassen, und zwar durch einen solchen Feigling, wie sie in ihrem Vetter kennen gelernt. Nur erst den Tag vorher hatte sie ihn eingeschüchtert und besiegt. Sie fürchtete ihn nicht und es war nicht wahrscheinlich, daß sie meine peinlichen Besorgnisse theilte. Mein Rath blieb daher vielleicht unbeachtet, während meine Beweggründe vielleicht falsch gedeutet wurden.

Auch die Zeit war ungünstig. Wir mußten mit Sonnenaufgang unsern Marsch antreten — so lautete unsere Ordre — und schon brach der Tag an. Dies machte mir für meine Person kein Bedenken, denn ich hätte mein Corps mit leichter Mühe einholen können, wohl aber war es eine delicate Sache — die nur durch eine bestimmte Kenntniß der Gefahr entschuldigt werden konnte — die Familie

eines Edelmanns zu einer solchen Stunde, wenn auch zum Zwecke der Warnung, aufzuwecken.

Ueberdies bedachte ich, daß, wenn mein Rath fruchtlos bliebe, mein Besuch — der nur im Geheimen geschehen konnte — gerade die Gefahr, die ich fürchtete, herbeiführen helfen könne, denn ein so außerordentlicher Umstand konnte nicht verfehlen, von Allen bemerkt zu werden.

Auf diese Weise kam ich zu keinem Entschlusse, während mein Corps sich marschfertig machte.

Noch im letzten Augenblicke bot sich, Dank dem umsichtigen Holingsworth, ein Ausweg dar. Er schlug vor, daß ich meinen Rath schriftlich übersenden sollte. In einem Briefe konnte ich mich so umständlich erklären als ich wollte und meinen Schützlingen alle Argumente, die ich vorzubringen im Stande war, vielleicht mit mehr Erfolg vorführen, als wenn ich sie mündlich geltend machte.

Ich folgte dem Rathe meines Kameraden und schrieb schnell, aber mit einer durch meine Furcht erzeugten Innigkeit, den warnenden Brief. Ein zuverlässiger Bote ward in einem der Ayankieados gefunden, welcher versprach, den Brief, sobald die Familie aufgestanden sein würde, richtig an seine Adresse zu bestellen.

Mit etwas weniger schwerem, aber noch keines-

wegs leichtem Herzen gab ich Befehl zum Abmarsche. Das Horn klang hell und laut und sein heiterer Ton äußerte, während ich in den Sattel sprang, in Verbindung mit der Inspiration, welche mein muthiges Roß mir mittheilte, eine beschwichtigende Wirkung auf mein Gemüth.

Zweites Kapitel.

Plaudereien im Lager.

Es war blos ein kurzes Licht — ein vorübergehender Schimmer — und bald senkte sich wieder der Schatten herab, schwarz wie je. Ich mochte mich bemühen, wie ich wollte, so konnte ich die Last, welche auf meinem Herzen ruhte, nicht abwerfen, und alles Philosophiren erklärte mir nicht, warum diese Last so schwer war.

Es war ganz natürlich, daß eine Trennung wie die unsere, Schmerz und bange Ahnungen vor der Zukunft erzeugte.

Mein Leben sollte in der Lotterie des Krieges auf's Spiel gesetzt werden; vielleicht fiel ich auf dem Schlachtfelde, vielleicht fand ich durch die Lagerpest — einen Feind, der mehr Soldaten vernichtet als Kugel und Schwert — meinen Tod.

Die vielen Gefahren der Fluth und des Feldes schwebten mir vor, und es war ganz natürlich, daß ich die Zukunft mit einem gewissen Grade von Zweifel und Bangigkeit betrachtete.

Aber nicht die Betrachtung aller dieser Gefahren war es, was mich mit so furchtbarer Ahnung erfüllte. Seltsamer Weise ahnte ich zugleich, daß ich diese Gefahren überleben würde. Es war dies fast Ueberzeugung, aber dennoch vermochte sie nicht, mich zu trösten. Sie begriff nicht zugleich die Sicherheit Isolina's in sich. Nein — gerade das Gegentheil, und mit ihr zugleich erwachte das Vorgefühl, daß wir uns niemals wiedersehen würden.

Ein oder zwei Mal, als dieses furchtbare Gefühl am heftigsten ward, hielt ich mein Pferd an und war halb entschlossen, zurückzugaloppiren. Aber dieser abenteuerliche Gedanke trat auch fast sogleich wieder in den Hintergrund und ich ritt unentschlossen weiter. Auch ein gewisser Grad von Klugheit hielt mich ab, umzukehren. Es wäre jetzt nicht mehr gerathen gewesen, nach der Rancheria zurückzukehren.

Als wir die Plaza verließen, hörten wir fernes Hohngeschrei und den Ruf: „Mueran los Tejanos!" Nur mit Mühe konnte ich meine Leute abhalten, sich wieder herumzudrehen und Rache zu nehmen. Einer, der etwas zu viel Mezcal getrunken, war hinter den

Andern zurückgeblieben und hatte sich ganz sicher geglaubt. Diesen hatten die Pelados mit Faustschlägen traktirt und auf andere Weise gemißhandelt.

Ganz gewiß würden sie ihn ohne Weiteres ermordet haben, wenn nicht Einige von ihnen, klüger als ihre Genossen, dem Pöbel gerathen hätten, ihn gehen zu lassen, indem sie darauf aufmerksam machten, daß die Tejanos noch zu nahe seien und leicht wieder kommen könnten.

Wieder hatte ich Zwist mit meinen Leuten. Sie würden umgekehrt sein und den Ort in Brand gesteckt haben, wenn ich es erlaubt hätte.

Zum Glück war der Gemißhandelte ein Taugenichts, der das Mitleid seiner Kameraden kaum verdiente, und ich freuete mich, daß er einmal eine Lection bekommen hatte. Sie konnte nützlich sein und war sehr nöthig, denn „Herumbummeln" war einer der am schwersten zu kurirenden Fehler meiner Freischärler.

Die Straße entlang bemerkten wir allerhand Spuren von einer Guerrilla. Von einer Anhöhe herab wurden mehrere Schüsse auf uns abgefeuert; eine dahin gesendete Mannschaft fand aber Niemanden. Eben so wurden Pferdespuren bemerkt und einmal sahen wir ein paar Reiter über einen fernen Abhang galoppiren. Es konnte Ijurra's Bande sein und

ohne Zweifel war sie es auch; damals aber glaubten wir, Canales selbst sei in der Nähe, und da ein Zusammentreffen mit seiner zahlreichen und gut organisirten Streitmacht etwas ganz Anderes gewesen wäre, als ein Scharmützel mit der andern, so hielten wir es für nothwendig, mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen. Die Aussicht auf ein Gefecht mit diesem bekannten Parteigänger rief eine förmliche Aufregung in unsern Reihen hervor. Canales — den „Chapparal-Fuchs", wie die Texaner ihn nannten — gefangen zu nehmen oder seine Bande zu schlagen, wäre als eine Heldenthat von großer Bedeutung betrachtet worden und hätte an Wichtigkeit nur einer großen Feldschlacht oder der Gefangennehmung Santa Anna's selbst nachgestanden.

Ich gestehe, daß für mich der Gedanke, mich mit dem berüchtigten Guerrillero zu messen, in diesem Augenblicke einen großen Reiz hatte, und die durch die Hoffnung, auf ihn zu stoßen, erweckte Aufregung lenkte mein Gemüth eine Zeitlang von seinen peinlichen Ahnungen ab.

Wir erreichten jedoch die Stadt, ohne Etwas von dem Chapparal-Fuchse gesehen zu haben. Es war nicht wahrscheinlich, daß er sich auf dieser Straße befand, oder wenn er es war, so trug er Sorge, sich nicht zu zeigen.

Canales kämpfte nicht blos für den Ruhm, und die Freischärler waren nicht die Feinde, mit welchen er zusammenzutreffen wünschte. Reichbeladene Bagagezüge waren das Wild, auf welches er Jagd zu machen pflegte, und unser einziger mit Bratpfannen, Feldkesseln, kranken Soldaten und zerrissenen Decken — welche von jenen kleinen zu dem Genus pulex und pediculus gehörenden charmanten Insecten wimmelten — beladener Compagniewagen hatte für den tapfern Guerrillero nichts besonders Anziehendes.

Als wir die Stadt erreichten, waren wir überrascht, zu finden, daß die Division noch nicht abgezogen war. Sie hatte an diesem Morgen abmarschiren sollen, aber es war aus dem Hauptquartiere eine Contreordre eingetroffen, welche den Abmarsch um einige Tage — vielleicht um eine Woche — hinausschob.

Dies war mir eine willkommene Nachricht, und sobald ich sie vernahm, beschäftigte sich mein Gemüth sofort mit Plänen und Erwartungen höchst angenehmer Art. Ich hoffte sogar, daß wir nach der Rancheria zurückgeschickt werden würden; damit aber war es leider Nichts und unsere Ordre war, bei der Division zu bleiben.

Da jedes nur verwendbare Gebäude von

Truppen eingenommen war, so wurden die Freischärler, wie gewöhnlich, als Außenpassagiere betrachet und genöthigt, sich im Freien zu lagern. Eine halbe Meile von der Stadt ward uns ein Platz zum Lager angewiesen. Er befand sich an den Ufern eines schönen kleinen Flusses, und hier schlugen wir Pfähle ein, um unsere Pferde anzubinden, bauten unsere Zelte auf, wuschen uns den Staub vom Gesicht und machten uns heimisch.

Ich blieb nicht lange in dem Lager. Sobald unsere Zelte aufgeschlagen waren, verließ ich sie und ging zu Fuße in die Stadt, theils um mir genaueren Aufschluß in Bezug auf die künftigen Bewegungen der Armee zu verschaffen, theils auch in der Absicht, ein wenig die Freuden der Geselligkeit aufzusuchen.

Ich hatte unter den verschiedenen Regimentern der Division einige Kameraden, und nach so langer ländlicher Vereinsamung war ich nicht abgeneigt, meinen Geist durch Erneuung früherer Bekanntschaften wieder anzufrischen.

Im Hauptquartiere erfuhr ich ganz bestimmt, daß wir unter wenigstens Einer Woche nicht weitermarschiren würden.

Dies war so weit gut, und nachdem ich dies gehört, begab ich mich nach der Fonda, dem Sammelplatze aller jovialen Geister der Armee.

Hier traf ich die Freunde, welche ich suchte, und fand eine kurze Zeit lang Erlösung von den Gedanken, welche mich bis jetzt belästigt und beunruhigt hatten.

Bald ward ich in die eben an der Tagesordnung befindlichen Plaudereien des Lagers eingeweiht und erfuhr, wer die Zeitungshelden der Stunde waren.

Bei Nennung der Namen vieler derselben konnten meine Freunde und ich ihr Gelächter und ihren Spott nicht unterdrücken. Es zeigte sich, daß die Männer berühmter Thaten kaum jenseits der Grenzen der Armee selbst bekannt waren, während Andere, welche auf dem Schlachtfelde gerade die Feiglinge gespielt, zu Hause in dem Munde des Volkes lebten. Ein gewisser General, den ich selbst während der tobenden Schlacht sich in einem Graben verstecken sah, ward in Reden, Zeitungsartikeln und Liedern gepriesen. Alle Journale rühmten sein Lob und an den Schaufenstern der Kunsthandlungen hing das Portrait eines „tapfern Dragoneroffiziers", der auf irgend eine Weise in den Ruf gekommen war, eine Batterie genommen zu haben.

Meine Leute riefen „Bah!" als ich ihnen dies erzählte, denn sie selbst waren Die, welche sich zuerst auf jene mexikanischen Kanonen gestürzt hatten.

„Er hat einen Zeitungsredacteur in seinem Solde," war eine stehende sarkastische Redensart, welche auf mehr als einen unserer Generale Anwendung erlitt, und der diese Ruhmgier benutzende „Armee-Correspondent" lebte sehr gut und erfreute sich immer größerer Bedeutsamkeit.

Ach, Ruhm, welche Opfer bringen Dir die Menschen auf dem Altare ihres Gewissens! Ich, für meinen Theil, glaube nicht, daß ich mich glücklich fühlen könnte, wenn man mir eine That nachrühmte, die ich nicht ausgeführt hätte. Das Bewußtsein, eine Heldenthat vollführt zu haben, ist dagegen schon an und für sich ein hinreichender Lohn. Ein nur unglücklicher Held ist der, welcher nicht ein Held in seinen eigenen Augen ist.

Angenehmere Mittheilungen vernahm ich in Bezug auf das Verhältniß, welches zwischen unsern Truppen und den Einwohnern der Stadt bestand. Viele der Letztern waren förmliche Ayankicados geworden und zwar in Folge unseres ausgezeichneten Benehmens gegen sie. Unsere Handlungsweise ward mit der verglichen, welche sie kürzlich von ihrer eigenen Armee erfahren.

Diese Letztere ist gewohnt, sich nach Belieben jedes Eigenthums unter dem Vorwande zu bemäch-

tigen, daß es für die Vertheidigung des Staates nothwendig sei. Wir dagegen bezahlen Alles — und ohne lange zu feilschen oder zu mäkeln, in blanken amerikanischen Dollars.

Die Ricos und Kaufleute geben natürlich diesem Systeme den Vorzug und würden durchaus Nichts dagegen haben, wenn es stets so bliebe. — Excesse kommen von Seiten unserer Soldaten sehr wenig vor und werden von dem General hart bestraft. Unsere Feinde vergleichen das bescheidene Verhalten des amerikanischen Soldaten mit dem dünkelhaften Stolze und der unverschämten Prahlerei ihrer goldbetreßten Militarios, die bei jeder Gelegenheit gewohnt sind, sie ihr Uebergewicht fühlen zu lassen. Nur außerhalb der Linien, zwischen Plänklern und Leperos, wird das Vergeltungssystem so grimmig geübt. Innerhalb der Mauern herrscht Ordnung, gepaart mit einer Milde, welche unter dem Kriegsgesetze nur zu selten vorkommt. Das Privateigenthum wird gewissenhaft respectirt und Privatwohnungen werden von unsern Truppen nicht in Beschlag genommen. Selbst die Offiziere werden nicht in Privathäuser einquartiert und viele von ihnen müssen sich auf ziemlich unbequeme Weise behelfen, während die meisten der gemeinen Soldaten unter Zelten liegen.

Diese Einrichtung ist allerdings für die Truppen nicht die angenehmste und man hört oft murren.

Die Mexikaner jedoch beklagen sich darüber keineswegs und scheinen sich eher zu wundern, daß ihnen von Seiten ihrer Sieger mit so viel Schonung und Rücksicht begegnet wird.

Ich zweifle, ob in der Geschichte aller Kriege eine Eroberung aufzufinden ist, die sich durch solche Milde und Humanität auszeichnete, wie diese zweite Eroberung von Mexiko.

Hauptsächlich dieser Grund ist es, aus welchem die Bewohner dieses Landes uns so liebgewonnen haben.

Es ist aber auch noch ein anderer, vielleicht nicht weniger mächtiger vorhanden.

An den ausgedehnten Operationen, die wir jetzt im Begriff stehen, zu unternehmen, sehen sie, daß wir es mit dem Kriege ernst meinen, und man glaubt schon allgemein, daß eine umfangreiche Annexation folgen, daß vielleicht das ganze Thal des Rio Grande amerikanisches Gebiet werden wird.

Es ist daher ganz natürlich, wenn man der aufgehenden Sonne seine Huldigung darbringt.

Die Ricos sind uns mehr zugethan, als das gemeine Volk. Doch läßt sich dieses Räthsel leicht

erklären. Die Letzteren sind patriotischer — das heißt, eher bereit, für die einheimische Tyrannei zu kämpfen, als die Freiheit aus fremder Hand anzunehmen.

Es ist dies in allen Ländern so. Im Falle eines Krieges mit England würde der schwarze Sclave von Carolina sich an die Seite seines Herrn stellen und sich mit größter Erbitterung gegen die Feinde, nicht seiner Freiheit, sondern seines Vaterlandes schlagen.

Die Familias principales von Mexiko haben guten Grund, freundlich mit uns zu sein. Sie haben Etwas zu verlieren, was unter ihrer gegenwärtigen Regierung immer nur unvollkommen geschützt gewesen ist. Kein Wunder daher, daß sie sich darnach sehnen, unter die weitreichenden, schützenden Fittiche des nordischen Adlers zu kommen.

*

* *

Ich fand, daß während meiner Abwesenheit auch noch eine andere Art von Annexation stattgefunden hatte. Einer unserer Offiziere hatte sich einer reichen Sennorita des Ortes annectirt und die Vermählungsfeierlichkeit war mit großem Pomp und Glanz vollzogen worden. Ein Anderer war bereits

als verlobt bezeichnet und man erwartete, daß das Beispiel zahlreiche Nachahmer finden würde.

Ich brauche nicht zu sagen, daß mich diese Novedades sehr interessirten, und ich kehrte daher mit leichterem Herzen in das Lager zurück.

Drittes Kapitel.

Der verwüstete Rancho.

Die durch meinen Besuch bei meinen alten Kameraden verursachte angenehme Erregung war bald vorüber, und da ich weiter Nichts zu thun hatte, als mich in der Nähe meines Zeltes herumzutreiben, so ward ich bald wieder das Opfer derselben peinlichen Ahnungen. Ich war nicht im Stande, sie abzuschütteln.

Unerforschlich und geheimnißvoll ist die in uns lebende Geisterwelt und scheint in der That eine Vorkenntniß von der Zukunft zu haben. Ist es eine elektrische Kette, welche Das, was ist, mit Dem verbindet, was sein soll? Oder ist es der Scharfblick des Instinktes?

Ganz gewiß giebt es Zeiten, wo eine innere

Stimme eine Warnung ausspricht, gerade so wie in der physischen Welt Gottes wilde Kreaturen von außen vor dem Erdbeben und Sturme gewarnt werden. Wie oft erleben wir die Verwirklichung inhaltschwerer Träume? Warum soll daher die wachende Seele nicht auch ihre Augenblicke des Hellsehens haben?

Diesen Betrachtungen hing ich nach, während ich auf meinem ledernen Catre ausgestreckt lag. Bald gelang es mir, mich zu einem vollen Glauben an die Kenntniß der Zukunft zu bereden, und meine Befürchtungen gewannen in demselben Verhältnisse an Stärke. Ich hatte jedoch einen Plan entworfen, und die Aussicht, ihn in Ausführung zu bringen, befreite mich einigermaßen von der Schwere, welche mich bis jetzt bedrückt hatte.

Mein neuer Plan bestand darin, etwa zwanzig meiner besten Leute zu nehmen, auf derselben Straße, auf welcher wir gekommen, zurückzureiten und meine Leute in der Nähe der Hacienda in einen Hinterhalt zu legen, während ich allein in das Haus hineinginge und den schriftlich gegebenen Rathschlägen noch weiteren mündlichen Nachdruck gäbe.

Fand ich, daß diese Rathschläge bereits befolgt waren, so war es um so besser. Dann war ich beruhigt und konnte zufrieden wieder umkehren; aber

ich fühlte mich fast überzeugt, daß Don Ramon sie verworfen hatte.

Auf alle Fälle war ich entschlossen, die Wahrheit zu erfahren und überdies meine Sehnsucht nach noch einer Zusammenkunft mit meiner Geliebten zu befriedigen.

Ich hatte meine Leute bereits benachrichtigt und die Stunde bestimmt. Sobald es finster genug war, um unbemerkt das Lager verlassen zu können, wollten wir aufbrechen.

Ich hatte zwei Gründe, dies nicht eher zu thun.

Erstens wünschte ich nicht, daß Etwas von dieser Privatexpedition in dem Hauptquartiere bekannt würde.

Allerdings hatten wir Freischärler in solchen Dingen einen Vorzug vor den regulären Truppen. Obschon wir mit zu der Division gehörten, so war doch unser Dienst gewöhnlich ein getrennter, und wir wurden selten vermißt, wenn wir nicht da waren. Mein Commando hatte etwas sehr angenehm Unabhängiges, was ich für meine Person vollkommen zu würdigen wußte. Dennoch aber wünschte ich nicht, daß alle Welt Etwas von einer Expedition, wie die jetzt projectirte, erführe.

Mein zweiter Beweggrund, diese Expedition bei

Nacht zu unternehmen, war einfache Klugheit. Ich wagte nicht, ohne höhere Erlaubniß meine ganze Mannschaft mitzunehmen. Die Abwesenheit des ganzen Korps ohne Urlaub, wenn auch nur auf wenige Stunden, wäre ganz gewiß bemerkt worden, und selbst mit der kleinen Anzahl, die ich mitzunehmen beabsichtigte, war große Vorsicht nöthig. Begaben wir uns auf die Straße, ehe dieselbe verödet war, so konnte irgend ein rascher Bote uns voraneilen und uns dadurch in schlimme Verwickelung bringen.

Deßhalb beabsichtigte ich, unmittelbar, nachdem es finster geworden, aufzubrechen, um nicht etwa die Hacienda durch einen mitternächtigen Besuch zu erschrecken. Ein anderthalbstündiger Ritt reichte hin, mich bis an ihr Thor zu führen.

* *
*

Mit dem letzten Augenblicke der Abenddämmerung saßen wir in unsern Sätteln und ritten schweigend in den Chapparal hinein, welcher unser Lager umsäumte. Nachdem wir eine Strecke weit auf einem schmalen Pfade hingeritten waren, kamen wir auf die am Flusse hinaufführende Straße heraus — dieselbe, welche nach der Rancheria führte.

Die Trapper Rube und Garey agirten als Kundschafter und gingen dem Truppe voraus. Sie

waren zu Fuße und ihre Pferde wurden ihnen nachgebracht.

Es war dies eine Marschmethode, die mir durch einige Erfahrung im Buschgefecht gelehrt worden war. —

Die Kundschafter einer auf dem Marsche befindlichen Streitmacht sollten stets zu Fuße gehen, mag nun das Hauptcorps aus Cavallerie oder Infanterie bestehen. Auf diese Weise können sie das Terrain auf das Vortheilhafteste benutzen und, indem sie sich in dem Gehölz halten, die Biegungen der Straße auf viel sichrere Weise recognosciren, als wenn sie zu Pferde sind. Die größte Gefahr für einen Kundschafter — und folglich auch für das Korps, welchem er dient — liegt darin, wenn er zuerst gesehen wird, und die Gefahr ist um so größer, wenn er zu Pferde sitzt. Das Pferd läßt sich nicht immer hinter dem Gebüsche unsichtbar machen, und das Getöse des Hufschlags wird vielleicht gehört, während in neun Fällen von zehn ein Mann zu Fuße — das heißt ein solcher Mann wie Rube Rawlings oder Bill Garey — den Feind entdecken wird, ehe er selbst gesehen wird, oder irgend ein Hinterhalt versucht werden kann.

Natürlich darf der Kundschafter nicht so weit

vorgehen, daß es ihm unmöglich würde, sich zu dem Korps, welches er führt, zurückzuflüchten.

Mit vollem Vertrauen auf die von uns vorausgesendeten Männer ritten wir weiter in gemäßigtem Schritte, um sie nicht zu überholen. Dann und wann sahen wir sie an dem entgegengesetzten Ende einer langen geraden Strecke sich am Gebüsche hinschleichend oder hinter dem Gehölz niederduckend, um die weiter vorliegende Straße zu recognosciren. Zu unserm Verdrusse war heller Mondschein und wir konnten ihre Gestalten in ziemlich großer Entfernung erkennen. Eine finstrere Nacht wäre uns weit lieber gewesen.

Die Straße war ohne alle Wohnungen, und der größte Theil führte durch einen dünnen Chapparalwald ohne Klärung oder Häuser. Ein einziger einsamer Rancho stand in ungefähr gleicher Entfernung zwischen der Stadt und der Rancheria, und war unter den Freischärlern unter dem Namen des „Halbweghauses“ bekannt.

Es war eine ärmliche Hütte von Yuccaholz mit einer kleinen Einhegung, in welcher früher einmal Yams, Pfeffer und Mais gebaut worden. Die Bewohner aber waren schon längst verschwunden — herumschleichende Marodeure hatten hier ihre

Besuche abgestattet, und die Hausgötter lagen zertrümmert auf dem Heerde.

Der Tortilla-Stein und Comal, rothe irdene Olla's oder Krüge, Kürbisflaschen, Bettstellen und Bänke, von Canna vaquera gefertigt, eine Spindel, eine alte Jarana ohne Saiten und andere ähnliche Dinge lagen auf dem Fußboden umhergestreut.

Dazwischen sah man noch wohlfeile colorirte Holzschnitte und Heiligenbilder, die von den Wänden gerissen und mit den zerfetzten Blättern einer spanischen Misa in den Schmutz und Staub getreten worden waren.

Ich male dieses Bild der Verwüstung nicht, weil es auf irgend eine Weise mit den Ereignissen unserer Erzählung in Verbindung gestanden hätte, sondern weil es einen seltsamen Eindruck auf mich machte. Am Tage vorher, als wir hier vorbeiritten, hatte ich schon einen Augenblick lang bei dem kleinen Rancho Halt gemacht und dieses Schauspiel mit dem Gefühle der Wehmuth betrachtet. Ich ahnte nicht, daß an demselben Orte mich ein noch traurigerer Anblick erwartete.

Wir hatten uns dem Ranchero auf nicht ganz eine halbe Meile genähert, als ein seltsam verworrener Lärm an unser Ohr schlug. Menschliche Stimmen waren es, die der leichte Wind uns entgegen-

trug, und wir hörten deutlich, daß sie von Frauen herrührten. Dann und wann mischten sich auch rauhere Töne darein, die meisten aber hatten jene weiche Betonung, durch welche die Frauenstimme sich unterscheidet.

Wir zogen Alle den Zügel an und horchten. Die Töne bildeten immer noch denselben verworrenen Chor, doch lag darin weder Gesang noch Freude. Im Gegentheile trug der Nachtwind auf seinen Schwingen den Ton des Wehklagens und der Trauer herüber.

„Es sind Weiber in irgend einer Bedrängniß,“ bemerkte einer meiner Leute.

Diese Bemerkung bewog uns Alle gleichzeitig, unsern Pferden die Sporen zu geben und vorwärts zu reiten.

Ehe wir noch zehn bis zwölf Pferdelängen weit galoppirt waren, erschien ein Mann von der entgegengesetzten Richtung und näherte sich rasch der Mitte der Straße.

Wir sahen, daß es der Kundschafter Garey war, und wieder den Zügel anziehend, erwarteten wir seine Annäherung.

Er befand sich an der Spitze eines kleinen Trupps, und so wie er sich näherte, sah ich sein

vom Monde hell beschienenes Gesicht. Der Ausdruck desselben war unheilverkündend.

Er sprach nicht eher, als bis er seine Hand auf den Knopf meines Sattels gelegt hatte, und dann auch nur in gedämpftem, traurigem Tone. Seine Worte waren:

„Ich bringe eine schlimme Nachricht, Capitain."

O diese entsetzliche Ahnung.

„Nachricht? — ein schlimme Nachricht?" stammelte ich. „Was giebt es? um's Himmels willen, sprecht, Garey!"

„In der Rancheria ist der Teufel los gewesen. Diese Schurken haben sich schändlicher benommen, als es von Indianern geschehen sein würde. Aber kommt, Capitain, und sehet selbst. Die Weiber sind hier in der Nähe. Rube bemühet sich, sie zu trösten, die armen Geschöpfe!"

O, jene schreckliche Ahnung!

Ich gab auf Garey's letzte Bemerkung keine Antwort, sondern ritt so schnell, als mein Pferd mich tragen konnte, weiter.

Binnen wenigen Minuten hatte ich den Rancho erreicht, und hier bot sich mir ein Anblick dar, bei welchem mir das Blut in den Adern erstarrte.

Viertes Kapitel.

Die Rache der Patrioten.

Auf dem freien Raume vor der Hütte befanden sich eine Anzahl Frauen — die meisten davon waren junge Mädchen. Es waren ihrer sechs oder sieben — ich zählte sie nicht genau. Auch zwei oder drei Männer, Mexikaner, mischten sich unter die Gruppe. Rube stand mitten unter ihnen und bemühete sich, in seinem gebrochenen Spanisch ihnen Trost zuzusprechen und sie unseres Beistandes zu versichern. Die armen Schlachtopfer! Sie bedurften Beides.

Die Frauen waren halbnackt — Einige davon im bloßen Hemde. Ihr langes schwarzes Haar fiel aufgelös't, verworren und naß über ihre Schultern herab. Es klebte Blut daran eben so wie an ihren

Wangen. Dasselbe gräßliche Roth zeigte sich auch auf Hals und Brust, eben so wie an den Händen, welche es abzuwischen versucht hatten. Auf den Stirnen Aller zeigte sich ein rothbrauner Flecken, und im Mondscheine sah es aus, als ob die Haut verbrannt worden wäre.

Ich ritt dichter zu einer hin und sah den Flecken genauer an. Es war ein Brandmaal — der Feuerstempel eines glühenden Eisens. Die Haut rings herum war scharlachroth, mitten in dieser entzündeten Umgebung aber erkannte ich an ihrer schwärzeren Farbe die Umrisse der beiden Buchstaben, die ich auf den Knöpfen meines Uniformrockes trug — die wohlbekannten Buchstaben „U. S." (United States, Vereinigte Staaten.)

Die, welche mir am nächsten stand, hob die Hände empor, warf das dichte zusammengeklebte Haar von ihren Wangen zurück und rief:

„Miralo, Sennor!" (Schauet her.)

O Himmel! Schaudernd sah ich nun die Quelle des immer noch herabtriefenden Blutes. Die Ohren waren ihr abgeschnitten — sie fehlten!

Es bedurfte keines ferneren Emporhebens ihres Haares, um mich zu überzeugen, daß den Andern ein Gleiches widerfahren war — der noch an ihrem

Halse herabtröpfelnde rothe Strom war Beweis genug.

Auch die Männer waren auf ähnliche Weise gemißhandelt worden. Zwei von ihnen hatten eine noch fernerweite Verstümmelung erlitten. Sie hielten ihre rechten Arme mir vor die Augen — aber nicht ihre Hände. Sie hatten keine Hände mehr. Ich sah den herabhängenden Aermel und die in Blut getauchte Bandage des Stumpfes. Die Hände waren ihnen kurz am Arme abgehackt.

Entsetzlicher Anblick!

Sowohl Männer als Frauen sammelten sich um mich, umschlangen meine Kniee und bestürmten mich mit Bitten und Flehen.

Ohne Zweifel waren mir die Meisten von Ansehen bekannt, jetzt aber waren ihre Züge nicht wiederzuerkennen. Sie waren die Freundinnen und Liebchen mehrerer Leute meines Korps gewesen, und diese redeten sie bereits mit ihren Namen an.

Eine davon war besser gekleidet als die übrigen, und mein Auge war gleich, als ich heranritt, auf sie gefallen. Ich fürchtete fast, mich ihr zu nähern, weil sie ein wenig beiseite stand. Doch nein — es konnte nicht sein — sie war nicht lang genug, und überdies hätten die grausamen Schurken gewiß nicht gewagt —

„Euer Name, Sennorita?"

„Conchita, señor — la hija del alcalde" (die Tochter des Alcalden).

Thränen entströmten ihren Augen und mischten sich mit dem Blute, welches ihre Wangen herabrann. O, daß auch ich hätte weinen können! Armer Wheatley! Er war nicht mit uns. Ihn sollte der Streich noch treffen, und zwar bald.

Mein Herz stand in Flammen und mit meinen Leuten war dasselbe der Fall. Sie fluchten und schäumten. Einige zogen Pistolen und Messer und forderten mich auf, sie weiterzuführen. Niemals hatte ich Menschen in so wahnsinniger Wuth gesehen. Der Kaltblütigste unter ihnen schien plötzlich den Verstand verloren zu haben.

Kaum vermochte ich sie zu bändigen, bis wir die Geschichte gehört haben würden.

Wir erriethen sie schon, aber es bedurfte einiger näherer Aufschlüsse, um uns das Rachewerk möglich zu machen.

Viele der Verstümmelten sprachen zugleich, Einer des Andern Worte unterbrechend oder bestätigend. Einer der Männer sprach sich zusammenhängender aus. Es war Pedro, welcher früher gewohnt gewesen war, Mezcal an unsere Leute zu verkaufen.

Ihm schenkten wir Gehör. Der Hauptinhalt seiner Geschichte war folgender:

Bald, nachdem wir die Rancheria verlassen, zogen die Guerrilleros unter dem lauten Geschrei: „Viva Santa Anna!“ „Viva Mexico!“ und „Tod den Yankees!“ in dieselbe ein. Sie begannen damit, daß sie mehrere Tiendas erbrachen und Mezcal und was sie sonst finden konnten, tranken. Der Pöbel des Ortes — Leperos — und Andere gesellten sich zu ihnen. Pedro bemerkte, daß der Herredero (Hufschmied) und der Matador (Metzger) eine hervorragende Rolle spielten. Es befand sich auch vieles Weibsvolk mit darunter — die Geliebten der Guerrilleros und andere aus der Stadt.

Nachdem sie eine Weile getrunken, geriethen sie in immer größere Aufregung. Dann vernahm man den Ruf: „Mueran los Ayankieados!“ und die sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuende Menge drang in die Häuser unter dem lauten Geschrei: „Saquenlos afuera! matenlos!“ (Schleppt sie heraus! Schlagt sie todt!)

Die armen Mädchen und Alle, welche freundlich gegen die Americanos gewesen, wurden unter den Flüchen und Verwünschungen der Guerrilla und dem Wuth- und Hohngeschrei des Pöbels auf die Plaza geschleppt. Hier spie man sie an, nannte sie

mit schmutzigen Namen, warf sie mit Koth und Melonenschalen, und dann riefen Einige unter der Menge, man solle sie zeichnen, damit ihre Freunde, die Tejanos, sie wiedererkennen möchten.

Die Weiber waren wüthender als die Männer und reizten die Letztern zu der Greuelthat auf, indem sie dem Hufschmied fortwährend zuriefen:

„Traiga el fierro! traiga el fierro!“ (Holt das Brandeisen!)

Andere dagegen wieder schrieen:

„Sacan las orejas!“ (Schneidet ihnen die Ohren ab!)

Der verthierte Hufschmied und Metzger, die beide halb betrunken waren, gehorchten dem Rufe bereitwillig, wie Pedro bemerkte. Der Erstere handhabte das bereits glühend gemachte Brandeisen, während der Letztere mit dem Messer seines Handwerks sein blutiges Werk verrichtete.

Die meisten der Guerrilleros trugen Masken. Die Anführer namentlich waren alle maskirt und sahen dem Vorgange von dem Dache des Hauses des Alcalden zu.

Einen davon erkannte Pedro trotz seiner Verkleidung an seiner Körpergröße und dem rothen Haar. Es war der Salteador, El Zorro.

Auch über einige Andere hatte er blose Vermuthungen, doch zweifelte er nicht, daß es Don Raphael Iturra's Bande gewesen sei — und wir zweifelten ebenfalls nicht daran.

Hatten sie die Rancheria verlassen, ehe Pedro und die Andern fortgingen?

Pedro glaubte es nicht. Er und die andern Schlachtopfer waren, sobald sie sich den Händen des Pöbels hatten entreißen können, in den Chapparal geflohen und wollten sich nach dem amerikanischen Lager begeben, als unsere Kundschafter ihnen begegneten. Sie taumelten Eins hinter dem Andern die Straße entlang, und Rube hatte ihnen gerathen, an dem Rancho zu warten, bis wir herankämen.

Pedro fürchtete, daß es außer ihnen noch mehr Schlachtopfer gäbe. Der Alcalde, fürchtete er, war nicht blos verstümmelt, sondern geradezu ermordet worden.

Diese letzte Mittheilung flüsterte der arme Kerl mir zu, während er zugleich einen bekümmerten Blick auf Conchita warf.

Ich hatte nicht den Muth, weiter zu fragen.

Es entstand nun die Frage, ob wir noch mehr unserer Leute herbeirufen lassen und ihre Ankunft

erwarten, oder ob wir sofort nach der Rancheria weiter vorrücken sollten.

Das Erstere ward einstimmig verworfen. Wir waren stark genug und die Rache war ungestüm. Dieser Entschluß freuete mich, denn ich hätte nicht warten können.

Die Frauen wurden aufgefordert, ihren Weg nach dem Lager der Freischaar weiter fortzusetzen. Pedro dagegen sollte uns begleiten, und stieg daher hinter einem unserer Leute auf's Pferd. Wir brauchten ihn, um gewisse Persönlichkeiten zweifellos zu ermitteln.

Eben standen wir im Begriff, wieder aufzubrechen, als eine Gestalt auf der Straße in der Richtung herkam, welche wir einschlagen wollten. Als sie unser ansichtig ward, schlich sie, wie wir sofort bemerkten, auf die Seite und versteckte sich in dem Gebüsch.

Rube und Garey liefen sogleich hinzu und kamen nach wenigen Minuten mit einem jungen Mexikaner — einem anderweiten Schlachtopfer — zurück. Er hatte den Schauplatz seiner Marter etwas später verlassen als die Andern.

War die Guerrilla noch in dem Orte?

Nein, sie hatte das Dorf verlassen.

„Wohin?“ fragte ich begierig und mit bang klopfendem Herzen.

Sie waren weiter flußaufwärts gezogen — nach der Hacienda de Vargas. Sie waren an dem Knaben vorbeigekommen, während er unter einigen Aloës versteckt lag, und er hatte ihr Geschrei gehört, während sie an ihm vorübereilten.

Wie lautete ihr Geschrei?

Sie schrieen:

„Mueran al traidor y traidora! Mueran al padre y hija! Isolina, la p-t-a!“

O, barmherziger Gott!

Fünftes Kapitel.

Der Bivouac der Guerrilla.

Ich wartete nicht weiter, Etwas zu hören, sondern stieß meinem Pferde die Sporen in die Rippen, so daß es sich in gestreckten Galopp setzte. So begierig meine Leute auch waren, mir zu folgen, so kostete es ihnen doch Mühe, mit mir Schritt zu halten. Wir dachten jetzt nicht mehr an Kundschafter oder vorsichtiges Marschiren. Die Trapper hatten sich ebenfalls mit zu Pferde gesetzt. Wir dachten nur an die Zeit.

Wir ritten gerade den Fluß hinauf nach der Hacienda de Vargas. Obschon dieselbe jenseits der Rancheria lag, so konnten wir sie doch erreichen, ohne die letztere zu passiren, die in einiger Entfernung von dem Flusse lag. In das Dorf konnten

wir später zurückkehren, jetzt galt es vor allen Dingen der Hacienda. Diese wünschte ich in möglichst kurzer Zeit zu erreichen und die Meilen flogen hinter uns wie der Staub der Straße. …

Ha! wenn wir nun nicht Zeit genug kämen — ich fürchtete, die Länge der Zwischenzeit zu berechnen, seitdem der Knabe jenes Gesindel an sich hatte vorbeikommen hören.

War es mehr als eine Stunde? Fünf Meilen waren es bis zum Rancho und er war zu Fuße. War er rasch gelaufen? Ja, hier und da, aber er hatte auch eine Pause gemacht. Einige Männer waren an ihm vorbeigekommen, und er hatte sich in dem Gebüsch versteckt, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Er war mehr als eine Stunde unterwegs gewesen, beinahe zwei, und eine war genug zur Ausführung der schwärzesten That.

O, wir kamen doch vielleicht nicht Zeit genug an. Jetzt fand allerdings kein Aufenthalt mehr statt. Wir ritten, so schnell wir konnten, und schweigend, kaum ein Wort wechselnd. Man hörte weiter Nichts, als das Getöse der Hufschläge und das Klirren der Säbelscheiden. Weder schlammige Tümpel noch die tiefen Gleise von Wagenrädern hielten uns auf. Unsere Pferde setzten darüber hinweg oder plätscherten hindurch.

Nach fünf Minuten erreichten wir die Rinconada, wo die Straße sich in zwei Arme theilte, von welchen der linke nach dem Dorfe führte.

Wir sahen Niemanden und ritten auf dem rechten, der directen Straße nach der Hacienda, weiter.

Noch eine Meile und wir waren zur Stelle. Binnen einer Viertelmeile mußten wir des Hauses schon ansichtig werden, denn nur die Bäume hinderten uns jetzt daran. Vorwärts — vorwärts!

Was bedeutet dieses Licht? Geht die Sonne im Westen auf? Steht der Chapparal in Flammen? Woher kommt dieser von den Stämmen der Bäume halb aufgefangene gelbe Schimmer? Der Mond ist es nicht.

„Ha! Die Hacienda steht in Flammen!"

„Nein — es kann nicht sein! Ein steinernes Haus mit kaum so viel Holzwerk als nöthig ist, um eine große Flamme zu nähren! Dies kann es nicht sein."

Dies ist es auch nicht. Wir sprengen aus dem Walde heraus — die Hacienda steht vor unsern Augen. Ihre weißen Wände schimmern in dem gelben Scheine — dem Scheine eines Feuers, aber nicht einer Feuersbrunst. Das Haus steht unversehrt. Ein ungeheures Freudenfeuer brennt vor dem Vor-

tale und dies ist es, welches den hellen Schein durch den Wald hindurch verursacht hat.

Wir machen Halt und schauen überrascht hin. Wir sehen einen ungeheuern Holzstoß — aus trockenen aus dem Hofe herbeigeholten Reisholzbündeln aufgebaut, und eine Flamme, vor welcher das Mondlicht erbleicht. Wir sehen die Hacienda und Alles ringsumher so deutlich, als wenn heller lichter Tag wäre.

Aber zu welchem Zwecke bringt man dieses Brandopfer von knisternden Akazien?

Um das Feuer herum sehen wir viele Gestalten in lebendiger Bewegung. Es sind Männer, Frauen, Hunde und gesattelte Pferde. Große Fleischstücken braten über den glühenden Kohlen und andere, bereits gebratene werden gierig verzehrt.

Sind es denn Wilde, welche diesen lodernden Scheiterhaufen umringen?

Nein, wir sehen ihre Gesichter ganz deutlich, die weiße Haut und die schwarzen Bärte der Männer, die baumwollenen Gewänder der Weiber, wir sehen Sombreros und Serapés, sammetne Mäntel und Calzoneros, Schärpen und Säbel. Wir unterscheiden ihre Stimmen, während sie schreien, singen und schwelgen. Wir bemerken ihre lasciven Geber=

den und Bewegungen bei ihrem Nationaltanze — dem Fandango.

Das sind keine Indianer! Es ist ein Bivouac der Guerrilleros — der Schurken, welche wir eben suchen!

O daß ich der Stimme der Klugheit Gehör geschenkt und die Kriegslist gebraucht hätte, diese Bande zu umzingeln! Aber mein Blut war in Wallung, und ich fürchtete, auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren, damit wir nicht zu spät kämen. Nur einer oder zwei meiner Leute gaben jenen Rath, und diese waren, wie der Ausgang bewies, die klügsten. Die Uebrigen konnten eben so wie ich den Angriff nicht erwarten.

Das Commando ward gegeben, und wie eine losgelassene Meute sprengten wir mit lautem Hurrahgeschrei vorwärts.

Es war der Wahnsinn von Thoren. Wohl kannte unser Feind das heisere texanische Hurrah. Es war geschrieen worden, um sie zu erschrecken, während dies doch nicht nöthig war. Sie hätten doch nimmermehr Stand gehalten.

Das Geschrei machte sie aufmerksam und sie stoben sofort wie eine Heerde Rehe aus einander. Der steile Hügel war für unsere Pferde schwer zu erklimmen, und ehe wir die Höhe erreichten, hatte

sich die Mehrzahl der Guerrilleros auf die Pferde geworfen und war in der Finsterniß davon gesprengt. Sechs von ihnen fielen durch unsere Kugeln und eben so viele blieben mit ihren Zuhälterinnen als Gefangene in unsern Händen; dem schlauen Feiglinge aber war es wie gewöhnlich gelungen zu entkommen.

Jede Verfolgung wäre vergeblich gewesen, denn sie hatten sich in die dunkeln Wälder jenseits des Hügels geflüchtet.

Ich dachte aber auch nicht daran, sie zu verfolgen. Mein Sinn war auf etwas ganz Anderes gerichtet. Ich ritt in den Patio hinein. Der Hof ward durch den Schein des Feuers hell erleuchtet. Er bot ein Bild der Verwüstung und Verheerung dar. Kostbares Hausgeräth lag zerbrochen oder umgeworfen in der Veranda und auf dem Pflaster umher.

Ich rief ihren Namen — ich rief den Namen Don Ramon's. Laut und ernst erhob ich meine Stimme, aber nur das Echo gab mir Antwort.

Ich stieg ab und stürzte immer noch rufend und immer noch ohne eine Antwort zu erhalten, in die Veranda hinein.

Ich eilte von Zimmer zu Zimmer — vom Cuarto in die Sala — von der Sala in den Saguan hinauf auf die Azotea — überall hin — selbst

in die hinter dem Hause stehende Capilla. Die Strahlen des Mondes beleuchteten den Altar, aber es war keine menschliche Gestalt zu sehen. Das ganze Haus war leer. Die Diener — selbst die Frauen der Cocina — waren verschwunden; mein Pferd und ich schienen die einzigen lebenden Wesen innerhalb dieser Mauern zu sein, denn meine Leute waren draußen bei ihren Gefangenen geblieben.

Eine plötzliche Hoffnung durchzuckte mich. Vielleicht hatten sie meinen Rath befolgt und sich entfernt, ehe das Gesindel erschien. Der Himmel gebe, daß dem so sei!

Ich eilte hinaus, um die Gefangenen auszufragen. Sie mußten es wissen — Männer sowohl als Frauen. Ganz gewiß konnten sie mir es sagen.

Ein Blick zeigte mir, daß ich zu spät kam, um Aufschluß von den Männern zu erhalten. Ein großer Pecanbaum stand an der einen Ecke des Gebäudes. Der Schein des Feuers fiel darauf und an seinen Aesten hingen sechs menschliche Gestalten mit herabhängenden Köpfen und den Füßen hoch über der Erde. Sie hatten eben aufgehört zu leben!

Einer meiner Leute sagte mir, daß der Hufschmied sich darunter befände eben so wie der grausame Metzger. Pedro hatte Beide bezeichnet. Die andern waren Pelados aus der Stadt, welche eben-

falls an den blutigen Thaten dieses Tages Theil genommen. Ihre Richter hatten kurzen Prozeß mit ihnen gemacht, und eben so rasch war die Execution von statten gegangen. Man hatte Lassos über die Aeste des Pecanbaums geworfen und an diesen alle Sechs ohne Beichte oder Gebet aufgeknüpft!

Es war nicht Rache, was ich suchte.

Ich wendete mich zu den Frauen. Viele von ihnen hatten sich davon gemacht, aber es befanden sich immer noch über ein Dutzend in den Händen der Männer. Sie sahen halb trunken, einige verstockt, andere erschrocken aus. Sie hatten auch Grund, sich zu fürchten.

Auf meine Fragen schüttelten sie statt der Antwort mit dem Kopfe und gaben mir keinerlei Aufschluß. Einige behaupteten ein hartnäckiges Schweigen, während andere leugneten, von Don Ramon oder seiner Tochter Etwas zu wissen.

Drohungen äußerten keine Wirkung. Entweder wußten sie es nicht, oder sie scheueten sich, zu sagen, was meinen Freunden zugestoßen war.

O Himmel, konnte es das Letztere sein?

Ich wendete mich aufgebracht und verzweifelt ab, als meine Augen auf eine Gestalt fielen, die sich im Schatten der Mauern vorüberzuschleichen schien.

Ein Freudenschrei entfuhr mir, als ich den

Knaben Cyprio erkannte. Er hatte sich eben aus seinem Verstecke hervorgewagt.

„Cyprio?“ rief ich.

„Si, Sennor,“ antwortete er, indem er rasch auf mich zukam.

„Sage mir, Cyprio! Wo sind sie hin — wohin — wohin?“

„Carrai, sennor! Diese Bösewichter haben den duenno hinweggeschleppt, ich weiß nicht wohin.“

„Und die Sennora? die Sennora?“

„Ach, cavallero! es una cosa espantosa!“ (Das ist etwas Furchtbares).

„Rasch, sage mir Alles! Rasch, Cyprio!“

„Sennor, es kamen Männer mit schwarzen Masken, welche in das Haus eindrangen und den Herrn fortführten. Dann schleppten sie Donna Isolina auf den Patio heraus! Ay de mi! Ich kann Euch nicht sagen, was sie vorher thaten — pobre sennorita! Das Blut lief ihr am Halse und über die Brust herab — sie war nicht angekleidet, und ich konnte es sehen. Einige gingen nach der Caballeriza und zogen das weiße Pferd heraus — den Hengst, welcher von den Llanos hierher gebracht ward. Auf seinen Rücken banden sie Donna Isolina. Valga me dios! Welch' ein Anblick!“

„Weiter! weiter!“

„Dann, Sennor, führten sie das Pferd über den Fluß und hinaus in die Ebene. Alle gingen mit, um den Spaß mit anzusehen, wie sie sagten. Ich ging nicht mit, denn sie schlugen mich und drohten, mich umzubringen, aber ich sah Alles von dem Gipfel des Hügels aus, wo ich mich im Gebüsch versteckt hatte. O santissima Maria!“

„Weiter! weiter!“

„Dann, Sennor, steckten sie Cohetes in die Hüften des Pferdes und zündeten sie an und rissen den Zügel ab, und das Pferd schoß fort mit den brennenden Raketen und Donna Isolina, die ihm auf den Rücken gebunden war — pobre sennorita! Ich sah das Pferd, bis es weit draußen auf der Ebene war, und dann konnte ich es nicht mehr sehen. Dios de mi alma! la niña esta perdida.“ (Ach, die junge Dame ist verloren.)

„Wasser — Rube — Garey — Freunde — Wasser! — Wasser! — “

Ich machte einen Versuch, den Brunnen auf dem Patio zu erreichen; nachdem ich aber schwindelnd ein paar Schritte weit getaumelt war, verließen mich alle Kräfte, und ich sank ohnmächtig zur Erde nieder.

Sechstes Kapitel.

Die Spur wird aufgenommen.

Es war blos eine vorübergehende Anwandlung. Mein Körper und meine Nerven waren noch schwach von dem Aderlasse, den ich in dem gestrigen Kampfe erhalten, und die furchtbare, erschütternde Mittheilung, die ich jetzt vernahm, warf mich vollends nieder.

Nur kurze Zeit jedoch war ich ohne Besinnung. Das kalte Wasser rief mich wieder in's Leben zurück.

Als das Bewußtsein zurückkehrte, lag ich am Brunnen, mit dem Rücken an die Einfassung desselben gelehnt. Rube, Garey und mehrere Andere standen um mich herum. An meinen triefenden Kleidern bemerkte ich, daß man mir ein Douchebad gegeben, und Einer flößte mir aus seiner Flasche ein feurig spirituöses Getränk ein.

Auch Männer zu Pferde waren da, welche in den Patio hereingeritten waren, und der ganze Hof hallte wider von den eisernen Hufen.

Diese Reiter waren Freischärler, aber nicht die, welche mit mir das Lager verlassen hatten. Einige waren seitdem angekommen und noch kamen immer Mehrere herangaloppirt. Jene Mädchen hatten das Lager erreicht und ihre Geschichte erzählt. Meine Leute hatten nicht auf Ordre oder auch nur Einer auf den Andern gewartet, sondern sich auf ihre Pferde geworfen und zu Zweien und Dreien auf den Weg gemacht. Jeden Augenblick kam ein Reiter oder mehrere zusammen in wüthender Eile einhergesprengt. Alle trugen ihre Büchsen schußfertig in der Hand, und stießen ein lautes Geschrei der Entrüstung aus.

Wheatley befand sich unter den Vordersten. Der arme Kerl! Seine sonstige elastische Heiterkeit war dahin, das fröhliche Lächeln von seinen Lippen verschwunden. Seine Augen sprüheten Feuer und er knirschte vor herzverzehrendem Rachedurste mit den Zähnen.

Mitten unter den heisern Rufen der Männer hörte ich das gellendere Gekreisch von Frauenstimmen. Es kam von draußen.

Schnell erhob ich mich und eilte zur Stelle. Ich sah mehrere der unglücklichen Gefangenen bis

auf den Gürtel entkleidet, während mehrere meiner Leute sie mit Steigbügelriemen durchpeitschten.

Ich hatte etwas Schlimmeres gefürchtet. Ich hatte gefürchtet, daß ihre Sieger an ihnen eine Vergeltung in natura übten. Aber nein — so aufgebracht meine Leute auch waren, so waren sie doch einer so teuflischen That nicht fähig.

Es bedurfte meiner ganzen Autorität als Commandant, diesem widerwärtigen Schauspiele ein Ende zu machen. Endlich stand man davon ab, und die kreischenden, geängsteten Unglücklichen durften sich hinweg begeben. Alle verschwanden rasch jenseits des Feuerscheins.

In diesem Augenblicke erscholl der Ruf: „Nach der Rancheria, nach der Rancheria!“ und sofort ritt eine Abtheilung mit Wheatley und Holingsworth an der Spitze fort nach dem Dorfe.

Pedro begleitete sie.

Ich wartete nicht auf ihre Rückkehr. Ich hatte für mich selbst einen Plan entworfen, dessen Ausführung keine Verzögerung gestattete.

Anfangs war ich, betäubt durch den Schlag und meine schwindenden Sinne, nicht im Stande gewesen, nachzudenken. Sobald jedoch diese Verwirrung vorüber war und ich meine Gedanken sam-

meln konnte, war das von mir einzuschlagende Verfahren sofort klar.

Rache war der erste Impuls gewesen — der Wunsch, den teuflischen Ijurra zu verfolgen, ihn Tag und Nacht zu verfolgen — selbst wenn ich dadurch mitten in das Gebiet des Feindes hineingeführt würde.

Dies war jedoch nur ein augenblicklicher Impuls. Die Rache mußte vor der Hand in den Hintergrund zurücktreten. Es mußte ein Weg verfolgt werden, welcher von dem der fliehenden Guerrilla weit abwich — die Spur des weißen Rosses.

Cyprio beritten machen und aus meiner Schaar ein halbes Dutzend der besten Spurfinder auswählen, war das Werk eines Augenblicks. Im nächsten saßen wir im Sattel, ritten den Hügel hinab, rasch durch den Strom und das denselben umsäumende Gehölz hindurch, und erreichten bald die offene Prairie.

Unter Cyprio's Leitung fanden wir den durch jenes grausame Schauspiel entweiheten Ort. Der Boden war von vielen Hufen zerstampft — Papierfetzen von Pulver geschwärzt, zerbrochene Raketenstöcke und halbverbrannte Lunten, die pyrotechnischen Ueberreste des dämonischen Schauspiels, lagen auf dem Rasen umhergestreut.

Wir hielten uns hier nicht auf. Mit Hülfe unseres Führers und des Mondlichtes fanden wir die Spur des Pferdes aus diesem Wirrwarr ganz deutlich heraus und waren dieselbe verfolgend bald weit draußen in der Prairie.

Ueber eine Meile weit ritten wir in gestrecktem Galopp. Zeit war Alles. Auf den Scharfsinn des jungen Mexikaners vertrauend, untersuchten wir die Spur nicht genauer, sondern nahmen unsern Weg gerade nach dem Punkte, wo das Pferd zuletzt gesehen worden.

Cyprio's Mittheilung täuschte uns auch nicht. Ein kleines Gehölz hatte ihm als Merkmal gedient; dicht am Rande desselben war das Pferd vorbeigekommen. Jenseits desselben hatte er es nicht mehr gesehen.

Wir fanden aber jenseits die Spur wieder, die durch Rube, Garey und mich selbst mit leichter Mühe erkannt ward. Sie hatte etwas Eigenthümliches, was jeder Irrung vorbeugte. Drei der Hufspuren waren deutlich in dem Rasen abgedrückt — fast vollkommene Ringe — der Rand des vierten dagegen — des linken Vorderfußes — zeigte eine kleine Scharte an der Stelle, wo ein Stück von dem Hufe abgebrochen war. Es war dies bei dem furchtbaren

Sprunge geschehen, den das weiße Roß in das Felsenbett der Barranca hinabgethan.

Die Spur wieder aufnehmend, ritten wir weiter, jedoch etwas langsamer und mit größerer Vorsicht. Der in der letzten Zeit gefallene Regen hatte den Rasen der Prairie angefeuchtet, und wir konnten die Spuren erkennen, ohne abzusteigen.

Dann und wann kamen auch trocknere Stellen vor, wo der Huf kaum einen Eindruck zurückgelassen hatte. An solchen Stellen sprang Einer von uns aus dem Sattel und ging voran.

Gewöhnlich übernahmen Rube oder Garey diesen Dienst und bewegten sich so rasch die Spur entlang, daß unsere Pferde nur selten Schritt laufen durften. Mit halb niedergebeugtem Körper und auf dem Boden hingleitenden Augen drangen sie immer weiter vor wie Hunde, die eine Witterung verfolgen, machten aber im Gegensatze zu diesen kein Geräusch dabei. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Ich konnte auch nicht sprechen, denn eine zu niederdrückende Last ruhete auf meinem Gemüthe.

Mit Cyprio hatte ich allerdings einige Worte über dieses gräßliche Thema gesprochen, aber blos beim Aufbruche. Von ihm hatte ich noch einige weitere Einzelnheiten erfahren. Der Matador hatte

ohne Zweifel dieselbe scheußliche Operation an ihr verrichtet wie an jenen Mädchen der Rancheria.

Cyprio hatte Blut gesehen. Es strömte an ihrem Halse und über ihre Brust herab. Ihre leichten Gewänder waren damit befleckt. Er wußte nicht, woher es kam oder warum sie blutete. Er war nicht zugegen, als die Wunde geschlagen worden — es war in ihrem Zimmer geschehen, glaubte er. Sie blutete, als die Schurken sie herausschleppten.

Hatte nicht vielleicht auch der Herredero in gleicher Weise sein Werk verrichtet? Cyprio hatte den Hufschmied gesehen, aber nicht das Brandeisen. Wohl hatte er gehört, daß man auf der Plaza einige Mädchen, unter andern auch die Tochter des Alcalde, die arme Conchita, gebrandmarkt hatte. Von einer Brandmarkung Donna Isolina's dagegen hatte er Nichts gesehen.

Dennoch aber konnte die schändliche That vollführt worden sein. Es war vollauf Zeit dazu gewesen, während der Knabe sich versteckt hielt. Wie hatte man sie auf dem Pferde befestigt?

Trotz meines bittern Seelenkummers konnte ich, als ich diese Frage that, nicht umhin, an jene Kosakenlegende zu denken. Das berühmte klassische Gemälde trat wieder lebhaft vor meine Erinnerung.

Weit war die Entfernung zwischen der Ukraine und dem Rio Bravo. Hatten die Ungeheuer, welche dieses Schauspiel an den Ufern des mexikanischen Flusses aufführten — hatten sie jemals von Mazeppa gehört? Möglich war es, daß ihr Anführer davon gehört hatte; noch wahrscheinlicher aber war, daß der teuflische Gedanke von ihm selbst ausgegangen war.

Die Art und Weise der Befestigung aber wenigstens war originell, und Cyprio hatte sie gesehen und konnte sie mir beschreiben.

Isolina war der Länge nach auf den Rücken des Pferdes gelegt worden, so daß ihr Kopf auf dem Schulterknochen desselben ruhete. Mit dem Gesichte lag sie abwärts gewendet, so daß ihre Wange den Widerrist berührte. Ihre Arme hielten den Hals des Pferdes umschlossen und waren an den Handgelenken zusammengebunden. Um den Leib herum war sie mittelst eines Riemens festgeschnallt und ihre ebenfalls zusammengebundenen Knöchel an der Kruppe befestigt, so daß die Füße über die Hüften des Pferdes hinausragten.

Ich stöhnte verzweiflungsvoll, während ich diese näheren Mittheilungen anhörte. Die Befestigung war vollkommen — grausam vollständig. Es ließ sich nicht hoffen, daß sie sich lockern oder zerreißen

würde. Roß und Reiter mußten bei dieser unfreiwilligen Umarmung beharren, und selbst Hunger, Durst, Tod — konnten sie nicht scheiden. O Grauen und Entsetzen!

Welch' ein Schicksal! Auf diese Weise sollte das Wesen enden, dessen Liebe mein Leben gewesen war.

Ich überließ das Auffinden der Spur meinen Kameraden und ritt mechanisch hinter ihnen her. Ich ritt mit schlaffem Zügel und gebeugtem Haupte. Mein Herz war gebrochen!

Siebentes Kapitel.

Der Reisende.

Wir waren noch nicht weit geritten, als Jemand dicht an mich herangeritten kam und ein Wort der Ermuthigung murmelte. Ich erkannte die freundliche Stimme des herkulischen Trappers.

„Habt nur keine Angst, Capitain," sagte er in ermuthigendem Tone. „Habt keine Angst. Rube und ich werden sie auffinden, ehe noch ein Unglück geschehen ist. Ich glaube nicht, daß das weiße Pferd weit galoppiren wird, weil es weiß, daß es Jemanden auf seinem Rücken trägt. Die Raketen haben es fortgetrieben. Sobald diese ausgebrannt sind, wird es stehen bleiben und dann —"

„Nun, und dann?" fragte ich mechanisch.

„Nun, dann werden wir näher kommen

und Euer Rappe wird sie in wenigen Sätzen einholen."

Ich begann Hoffnung zu fühlen. Es war nur ein augenblicklicher Schimmer, der sofort wieder erstarb.

„Wenn nur der Mond aushielte!" fuhr Garey mit einem Nachdrucke fort, welcher Zweifel verrieth.

„Verwünscht wäre der Mond!" rief eine Stimme, ihn unterbrechend. „Er wird gleich auslöschen."

Es war Rube, von welchem diese unangenehme, in verdrießlichem, aber zuversichtlichem Tone ausgesprochene Prophezeihung ausging.

Aller Augen wendeten sich gen Himmel. Der Mond stand rund und weiß am wolkenlosen Himmel und fast im Zenith. Wie sollte er denn „auslöschen?" Er war ziemlich voll und konnte nicht vor Tagesanbruch untergehen. Was meinte Rube? Diese Frage ward an ihn gerichtet.

„Schauet hin," entgegnete er. „Seht Ihr dort jene schwarze Linie tief unten auf der Prairie?"

Es zeigte sich nach Osten hin ein dunkler Streifen längs des Horizontes. Ja, wir sahen ihn.

„Na," fuhr Rube fort, „dort steht kein Gehölz und kein Gebüsch. Auch ist es keine Anhöhe. Es

ist eine Wolke, und ich habe dergleichen schon manchmal gesehen. Wartet nur ein wenig. In ungefähr zehn Minuten wird das verwünschte Ding den ganzen Mond verdecken und der jetzt so schöne blaue Himmel so schwarz aussehen, wie die Haut eines afrikanischen Negers."

„Ich fürchte, er hat Recht, Capitain," sagte Garey in verzagendem Tone. „Ich hatte schon selbst meine Zweifel — der Himmel sah mir zu n a h e aus. Das gefiel mir gleich nicht. Denn wenn eine Sache besser ist als gewöhnlich, so steht in der Regel eine Veränderung bevor."

Ich brauchte nicht erst zu fragen, was die Folge sein würde, wenn Rube's Prophezeihung sich als richtig erwies — dies war uns Allen klar. War der Mond einmal durch Wolken verdunkelt, so konnten wir nicht weiter, und selbst die Spur eines Pferdes ließ sich in der Dunkelheit nicht verfolgen.

Wir blieben nicht lange in Ungewißheit, und die Voraussicht des alten Trappers erwies sich abermals als untrüglich. Die Wolken thürmten sich eine nach der andern am Himmel auf, bis ihre schwarzen Massen den Mond einhüllten. Anfangs kamen sie nur einzeln und es gab helle Zwischenräume. Diese waren aber nur die vorausgeschickten

Colonnen eines zahlreichen geschlossenen Heeres, welches bald zum Vorschein kam und ohne Unterbrechung sich wie ein schwarzes Leichentuch über das Firmament legte.

Die Mondscheibe ward unsern Blicken vollständig entzogen und ihre zerstreuten Strahlen erstarben.

Wir konnten die Spur nun nicht weiter verfolgen. Selbst der Boden an und für sich war nicht sichtbar, viel weniger die Hufspuren, die wir aufgesucht.

Wir machten daher gleichzeitig Halt und beriethen mit einander, was unter solchen Umständen zu thun das Beste sei.

Die Berathung war eine kurze. Unsere ganze kleine Schaar bestand aus Leuten, welche in Bezug auf Prairie oder Hinterwald Erfahrung besaßen. Sie brauchten daher auch nur kurze Zeit, um zu entscheiden, welches Verfahren einzuschlagen sei, und waren in ihrer Meinung vollkommen einstimmig. Wenn der Himmel so umwölkt blieb, so mußten wir die Verfolgung aufgeben bis zum nächsten Morgen, oder die einzige Alternative einschlagen und die Spur bei Fackellichte weiter verfolgen.

Natürlich beschlossen wir sofort das Letztere. Es war jetzt noch früh in der Nacht, und es muß-

5*

ten viele Stunden vergehen, ehe wir uns wieder des Tageslichts erfreuten. Diese langen Stunden konnte ich nicht unthätig hinbringen. Wenn wir auch nur langsam vorwärts kamen, so half doch eben das Bewußtsein, daß wir vorwärts kamen, die peinlichen, qualvollen Gedanken ersticken.

Eine Fackel! eine Fackel! Wo aber sollten wir eine solche hernehmen? Wir hatten kein Material, um eine solche zu fertigen, denn es war keine Waldung in der Nähe. Wir standen mitten auf einer nackten Prairie. Die sonst allgemeine Mezquite — die Algarobia glandulosa — die sich zu einem solchen Zwecke trefflich eignet, war hier nirgends zu sehen. Wer sollte die Fackel schaffen? Selbst Rube's Scharfsinn war nicht im Stande, eine aus Nichts zu machen.

„Ecoutez, mon capitaine!“ rief Leblanc, ein alter Reisender, „warum sollen ich nicht reiten surück, und bringen une lanterne aus die ville Mexicaine?“

Ja wohl, warum nicht? Wir waren nur erst wenige Meilen von der Rancheria entfernt. Die Idee des Canadiers war eine gute.

„Je connais,“ fuhr er fort, „ich weiß eine Ort, wo — sont cachées — les chandelles magnifiques — eins, swei, drei große Licht — Wachs — Wachs — Wachs —“

„Wachslichter?"

„Oui, oui, messieurs! tres-grand comme un baton — sein ganz schön und vorsüglich, pour allumer la prairie."

„Ihr wißt also, wo dergleichen sind? Ihr könnet sie finden, Leblanc?"

„Oui, messieurs — je connais; les chandelles sont cachées dans l'église — sie sein verborgen in die Kirch."

„Ha! in der Kirche!"

„Oui, messieurs. C'est un grand sacrilège, mon Dieu — seien sehr schlecht das — mais n'importe cela. Wenn Capitain permet Monsieur Quackenbosh — su gehen mit — nous chargerons — wir bringen die Licht — ganz gewiß, wir bringen sie."

Aus dem kauderwälschen Mischmasch des Reisenden nahm ich recht gut ab, was er meinte. Er wußte ein Lager von Wachskerzen, und die Kirche der Rancheria war der Ort, wo sie verwahrt wurden.

Ich war jetzt nicht in der Gemüthsstimmung, daß ich viel nach Kirchenraub gefragt hätte, und meine Begleiter waren noch weniger bedenklich. Man beschloß, auf Leblanc's Vorschlag einzugehen,

und er machte sich daher, von Quackenboß begleitet, ohne weitern Verzug auf den Rückweg nach dem Dorfe. Wir Uebrigen stiegen ab, ließen unsere Pferde ein wenig weiden und legten uns nieder, um die Rückkehr der Boten zu erwarten.

Achtes Kapitel.

Verfolgung der Spur bei Fackellicht.

Während ich so dalag, überließ sich mein Gemüth der Betrachtung peinlicher Wahrscheinlichkeiten.

Entsetzliche Schauspiele zogen an meiner Phantasie vorüber. Ich sah das weiße Pferd über die Ebene galoppiren, verfolgt von Wölfen und überschattet von schwarzen Geiern. Um diesen hungrigen Verfolgern zu entgehen, sah ich es in den dichten Chapparal hinein rennen, um hier auf den rothen Panther oder den wilden herumschleichenden Bären zu stoßen, oder um von den scharfen Dornen der Akazien und den Stacheln des Cactus und der wilden Aloë zerrissen zu werden.

Ich sah das rothe Blut an seinen weißen Flan-

ken herabströmen — nicht sein Blut, sondern das des hilflosen Schlachtopfers, welches auf seinem Rücken ausgestreckt lag. Ich sah die zerfleischten Glieder — die geschwollenen, blutrünstigen Knöchel — die zerfetzten Gewänder — das herabsinkende Haupt — das lange, aufgelös'te, auf der Erde hinschleppende Haar — die weißen bebenden Lippen — die in Jammer und Verzweiflung schwimmenden Augen — o, ich konnte diese Gedanken nicht länger ertragen.

Ich sprang auf die Füße und ging mit dem schwankenden Schritte eines Wahnsinnigen auf der Prairie hin und her.

Wieder näherte sich der gutmüthige Trapper und erneuete seine Bemühungen, mich zu trösten.

Wir könnten, meinte er, die Spur bei Kerzen- oder Fakellicht fast eben so rasch verfolgen, als am Tage. Wir würden, ehe der Morgen anbräche, schon viele Meilen weit sein; vielleicht wären wir bis dahin schon des Pferdes ansichtig geworden. Es würde nicht schwer halten, es zu umzingeln und zu fangen. Jetzt, wo es halb gezähmt sei, würde es nicht mehr vor uns fliehen, und wäre dies der Fall, so könnten wir es sofort einholen. Sobald wir seiner einmal ansichtig wären, verlören wir es gewiß nicht wieder aus den Augen. Die Sennora würde noch

keinen Schaden genommen haben. Die Wölfe wüßten ja eben so wenig als die Bären oder Panther, in welch einer schauderhaften Lage sie sich befände. Ganz gewiß holten wir sie noch vor dem nächsten Abende ein, und sie werde allerdings wohl ein wenig angegriffen und hungrig sein, aber ganz gewiß noch unverletzt. Wir würden sie von ihren Banden befreien und Ruhe und Nahrung ihr bald wieder die nöthigen Kräfte geben.

Ungeachtet der plumpen Ausdrücke, in welchen diese tröstenden Bemerkungen erfolgten, wußte ich die freundliche Absicht zu würdigen.

Garey's Worte äußerten wenigstens die Wirkung, daß sie mir wieder Hoffnung einflößten, und in ruhigerer Gemüthsstimmung erwartete ich die Rückkehr des Canadiers und seines Begleiters Quackenboß.

Sie blieben nicht lange aus. Es waren ihnen zwei Stunden zur Ausführung ihres Auftrages bewilligt worden; aber schon lange vor Ablauf dieser Zeit hörten wir den doppelten Hufschlag ihrer Pferde, als dieselben über die Ebene galoppirt kamen. Nach wenigen Minuten hatten sie uns erreicht, und wir sahen in Leblanc's Händen drei weißliche Gegenstände, welche an Länge und Stärke viel Aehnlich-

keit mit tüchtigen Spazierstöcken hatten. Wir erkannten „les chandelles magnifiques.“

Sie waren das Eigenthum der Kirche und ohne Zweifel zur Erleuchtung des Altars bei irgend einer großen dia di fiesta bestimmt.

„Voilà, mon capitaine!“ rief der Canadier, indem er an uns heranritt; „voilà les chandelles! Ah, mon Dieu, c'est un sacrilège et je suis bon chrétien — buen Catolico, wie dammte Mexicaine sagt — le bon Dieu werden mir verseihen — für die grande nécessité — er werden verseihen — mir und diese brave Monsieur Quackenboß.“

Die Boten brachten auch Nachrichten aus dem Dorfe mit. Es hatten seit unserer Entfernung mehrere gewaltthätige Auftritte stattgefunden. Mehrere Personen waren bestraft und unter Führung Pedro's und anderer Gemißhandelter neue Opfer aufgefunden worden. Die Bäume des Kirchhofes trugen in dieser Nacht furchtbare Früchte.

Der Alcalde war nicht todt und Don Ramon, wie man glaubte, auch noch am Leben, aber von der Guerrilla gefangen fortgeführt worden.

Die Freischärler waren noch in der Rancheria. Viele hatten Leblanc und Quackenboß begleiten wollen, ich hatte aber den Lieutenants befohlen, Alle in's Lager zurückzuführen, sobald ihre Aufgabe be-

endet sei. Je weniger von den Truppen abwesend waren, desto weniger war es wahrscheinlich, daß wir vermißt würden, und die Leute, welche ich bei mir hatte, hielt ich für meinen Zweck hinreichend. Mochte unser Vorhaben glücken oder nicht, so kehrten wir jedenfalls bald in das Lager zurück.

Dann war es immer noch Zeit, einen Plan zu ersinnen, um den Anführer und Hauptthäter bei diesen Gräuelthaten in unsere Gewalt zu bekommen.

Kaum wartend, bis unsere Boten ihre Geschichte erzählt hatten, zündeten wir die großen Kerzen an und zogen wieder die Spur entlang. Zum Glück war der Wind unbedeutend und diente blos dazu, die großen Wachskerzen desto heller aufflackern zu lassen.

Durch ihren Schein wurden wir in den Stand gesetzt, die Spur eben so rasch aufzunehmen, als beim Mondlichte.

An diesem Punkte war das Pferd immer noch in gestrecktem Galopp gelaufen, und da die Richtung geradeaus ging, so war sie um desto leichter zu verfolgen.

So dunkel die Nacht auch war, so bemerkten wir doch bald, daß wir die Richtung nach einem Punkte nahmen, der uns Allen recht wohl bekannt war — nämlich nach der Mesa oder dem Prairie-

hügel, und der Hoffnung Raum gebend, daß das Roß dort vielleicht Halt gemacht habe, drangen wir mit erneutem Eifer vorwärts.

Nachdem wir eine Stunde weiter geritten, wurden die weißen Felsenwände sichtbar, denn der glänzende Selenit warf das Licht unserer Fackeln zurück wie eine mit Diamanten besäete Mauer.

Wir näherten uns vorsichtig, immer noch auf der Spur bleibend, aber zugleich das vor uns liegende Terrain genau in's Auge fassend — in der Hoffnung, den Gegenstand unserer Nachforschung zu bemerken. Aber weder an dem Felsen noch in der Dunkelheit ringsumher war irgend eine lebende Gestalt wahrzunehmen.

Allerdings hatte das Pferd hier Halt gemacht oder auf alle Fälle wenigstens seinen wilden Galopp beendet. Es hatte sich dem Berge im Schritte genähert, wie die Spur zeigte; aber wie und in welcher Richtung war es von hier aus weiter gegangen? Seine Hufspuren waren nicht mehr zu sehen.

Es war über das Geröll gegangen, welches die Ebene in einer Breite von vielen Ellen von dem Fuße des Felsenhügels aus bedeckte, und jenseits desselben war keine Spur zu finden.

Mehrmals machten wir die Runde um die Mesa und trugen unsere Lichter überall hin. Wir sahen

Skelette von Pferden und einzelne Schädel, Fetzen von Kleidungsstücken und Stücken von zerbrochenen Waffen — Ueberbleibsel von unserem Scharmützel — wir schauten in unsere kleine Festung und den Felsen hinauf, auf welchem wir Zuflucht gefunden. Wir blickten an der Furche hinan, wo wir hinaufgeklettert waren, und sahen, daß der Riemen, mit dessen Hilfe wir herabgestiegen, noch an seiner Stelle hing — alles Dies sahen wir, aber keine weiteren Spuren von dem Pferde.

Noch mehrmals machten wir die Runde und gingen rückwärts und vorwärts über das Steingeröll und an dem äußern Rande desselben entlang, aber immer noch ohne auf die Spur zu stoßen.

Wo konnte das Pferd hingelaufen sein? Vielleicht hätten wir bei besserer Beleuchtung die Spur gefunden; eine lange Stunde aber suchten wir, ohne auch nur das Mindeste davon zu entdecken. Vielleicht hätten wir sie selbst mit unseren Wachskerzen doch noch gefunden, wenn unser Suchen nicht durch einen Vorfall unterbrochen worden wäre, der uns neue Befürchtungen einflößte und unsere Hoffnung auf Erfolg fast vernichtete.

Diese Unterbrechung kam nicht unerwartet — die Wolken hatten uns schon seit einiger Zeit hinreichend gewarnt. Die großen einzelnen Tropfen,

welche dann und wann plätschernd auf die Felsen aufschlugen, waren blos die Vorläufer eines jener großen Regenstürme der Prairie, wo das Wasser in Fluthen vom Himmel herabstürzt. Aus allen Anzeichen erkannten wir, daß ein solches Unwetter nahe bevorstand, und während wir immer noch nach der Spur suchten, brach es plötzlich mit voller Wuth los.

Beinahe augenblicklich verlöschten unsere Lichter, und unser fruchtloses Suchen erreichte damit vorläufig ein Ende. Wir ritten dicht unter die Felsen und hielten schweigend neben einander. Selbst die Elemente schienen gegen mich zu sein. In der Bitterkeit meines Herzens verwünschte ich sie.

Neuntes Kapitel.

Der Sombrero.

Die abgehetzten, hungrigen Pferde zitterten unter dem kalten Regen. Der heiße, staubige Marsch am Morgen und der lange, anstrengende Galopp in der Nacht hatten ihre Kräfte erschöpft, und sie standen mit herabhängenden Köpfen und Ohren schläfrig und regungslos da.

Auch die Männer waren müde. — Einige von ihnen ganz abgemattet. Einige standen noch mit dem Zügel in der Hand auf ihren Füßen unter dem Schutze der überhängenden Klippe. Die Andern waren, mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, niedergetaumelt und fast sofort eingeschlafen.

Für mich aber gab es weder Schlaf noch Ruhe. Ich suchte nicht einmal Schutz gegen den Sturm,

sondern empfing, ein wenig von dem Felsen entfernt stehend, den fürchterlichen Guß unvermindert auf meine Schultern.

Es war der kalte Regen des Nordens; aber in diesem Augenblicke hätten weder der kalte Nordwind noch der heiße Sirocco einen Eindruck des Schmerzes auf mich machen können. Für physisches Leiden war ich unempfindlich. Ich würde es sogar willkommen geheißen haben, denn ich begriff recht wohl die Wahrheit des spanischen Sprichwortes „un claro saca otro claro,“ welches der Dichter noch weiter ausgeführt hat, indem er sagt:

„Tristezas me hacen triste,
Tristezas salgo a buscar,
A ver si con tristezas
Tristezas puedo olvidar.“

Ja, unter irgend einer andern Gestalt würde ich physischen Schmerz als Etwas begrüßt haben, welches meinen Seelenschmerz neutralisirte; dieser kalte Nordwind aber brachte keinen Trost.

Eher das Gegentheil. Er war der Vorläufer langer Befürchtungen; denn er hatte nicht blos unsere Nachforschung unterbrochen, sondern wenn der furchtbare Regen nur noch wenige Stunden fortdauerte, so waren wir auch dann nicht im Stande,

die Spur fernerweit zu verfolgen, die dann ganz gewiß gänzlich verwaschen war.

Kann man sich wundern, daß ich in meinem Herzen diese schwarzen Wolken und diese herabstürzende Sündfluth verwünschte? Daß ich mit meinen Lippen dem Himmel und dem Sturme, dem Monde und den Sternen, dem rothen Blitze und dem rollenden Donner fluchte?

Als ich mit meinem Anathema fertig war, lehnte ich mich mit dumpfem Schweigen an mein wackres Roß, dessen Flanken unter dem eiskalten Regen zitterten, obschon ich Nichts von dieser Kälte empfand.

In düstere Gedanken versunken, achtete ich nicht auf Das, was um mich her vorging, und blieb, ich weiß selbst nicht wie lange, in dieses stumme Hinbrüten versunken.

Plötzlich ward ich daraus aufgerüttelt. Einige Aeußerungen, die an mein Ohr schlugen, verriethen mir, daß wenigstens zwei meiner Begleiter der Müdigkeit oder Verzweiflung noch nicht Raum gegeben hatten. Es war ein Zwiegespräch, welches ich vernahm, und ich erkannte sofort die Stimmen der beiden Trapper. An Kämpfe, Gefahren und Entbehrungen gewöhnt, fiel es diesen Männern nie ein, auf Etwas zu verzichten, so lange nicht die letzte

Bemühung des menschlichen Scharfsinns sich als erfolglos erwiesen hatte. Aus ihrem Gespräche nahm ich ab, daß sie noch nicht die Hoffnung aufgaben, die Spur wiederzufinden und irgend ein Mittel dazu zu ersinnen bemüht waren.

Mit wiedererwachender Hoffnung drehete ich mich nach ihnen herum und horchte, denn Beide sprachen leise. Garey war es, der in dem Augenblicke sprach, wo ich mich nach ihnen herumwendete.

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Rube. Das Pferd muß von hier weitergelaufen sein, und wenn dem so ist, so müssen wir auch seine Spur finden. Um den Tümpel herum giebt es Schlamm, wenn ich mich recht entsinne. Wir können das Licht ja unter den Sombrero des alten Quackenboß tragen."

„Ja," entgegnete Rube, „und wenn ich nicht falsch rechne, so werden wir weder Licht noch Sombrero brauchen. Schau' dort!" fuhr er fort, indem er auf eine lichte Stelle in den Wolken zeigte, „ich wette, was Du willst, daß ich von nun an den Regen mit einem Ziegenschwanze messen kann. Ehe zehn Minuten vergehen, haben wir wieder Mondschein."

„Um so besser, Alter. Aber wäre es nicht gut, wenn wir erst die Spur zu finden suchten? Die Zeit ist kostbar, Rube."

„Ja wohl ist sie das. Nimm das Licht und den Sombrero, und dann wollen wir uns aufmachen. Die übrigen Leute mögen hier bleiben, denn diese machen uns nur confus."

„Quackenboß!" rief Garey, „leihet uns einmal Euren Hut."

Ein lautes Schnarchen war die einzige Antwort. Der auf dem Boden sitzende, mit dem Rücken an den Felsen gelehnte Freischärler schlief hart und fest.

„Verwünschte Schlafmütze!" rief Rube in ärgerlich ungeduldigem Tone. „Kitzle ihn einmal mit der Spitze Deines Bowiemessers, Bill! Versetze ihm eins mit Deinem Peitschenstocke! Gieb ihm einen Tritt vor den Wanst, daß er aufwacht."

„Heda, Quackenboß!" rief Garey, indem er sich dem Schlafenden näherte und ihn an der Schulter rüttelte, „ich brauche Euern Sombrero!"

„Ho! ho! Steh still! Ganz gewiß wirft er mich noch herunter! Ich kann nicht herunter; die Sporen haben sich verheddert. Ho! ho! ho!"

Rube und Garey stimmten ein lautes Gelächter an, welches die übrigen Schläfer aufweckte. Nur Quackenboß schlief weiter und balgte sich in seinem Traume mit dem wilden Indianerpferde herum. —

„Verdammter Maulthierkopf!“ rief Rube nach einer Pause. „Laßt ihn nur schlafen. Reiß' ihm den Hut vom Kopfe, Bill! Den Kerl selbst brauchen wir ja nicht.“

Es lag ein Anflug von Groll in dem Tone des Trappers. Die Beleidigung, welche der Freischärler in seiner Eigenschaft als Schildwache dem alten Trapper nach dessen Meinung zugefügt, war noch nicht vergessen.

Garey machte keinen weitern Versuch, den Schläfer aufzuwecken, sondern nahm ihm, dem Befehle seines Kameraden gehorsam, den Hut ab, und nachdem er noch eine der großen Kerzen ergriffen, machte er sich mit Rube auf den Weg, ohne weiter ein Wort zu sagen und ohne irgend einen Wink über ihr Vorhaben zu geben.

Obschon ich mich über das, was ich gehört hatte, nicht wenig freute, so enthielt ich mich doch, sie zu befragen. Einige meiner Begleiter, welche dies thaten, erhielten blos zweideutige Antworten. Ich sah an dem ganzen Benehmen der Trapper, daß sie sich selbst überlassen sein wollten, und ich konnte ihnen die Entwickelung irgend eines von ihnen gefaßten Planes getrost anvertrauen.

Als sie uns verließen, schritten sie gerade aus von dem Felsen hinweg; wie weit sie aber in dieser

Richtung blieben, konnte ich nicht sagen. Sie hatten die Kerzen noch nicht angezündet, und nachdem sie etwa ein halb Dutzend Schritte gegangen waren, verschwanden ihre Gestalten in der Finsterniß und in dem immer noch herabströmenden Regen unsern Augen.

Zehntes Kapitel.

Wiederauffinden der Spur.

Meine Leute warfen sich, nachdem sie einige Augenblicke lang allerhand Vermuthungen über die Absichten der Trapper angestellt, wieder zur Ruhe nieder. Bei ihrer ungeheuern Ermüdung konnte selbst die Kälte sie nicht wach erhalten. Nach einer Pause vernahm man plötzlich Quackenboß' Stimme. Der auf seinen halb kahlen Schädel niederströmende Regen hatte weit mehr Wirkung geäußert, als Garey's Schreien und Schütteln, und den Schläfer bald aufgeweckt.

„Heda! wo ist mein Hut?" fragte er ärgerlich, indem er zugleich unter den Felsstücken um sich herumtastete. „Wo ist mein Hut? Heda, Kameraden, habt Ihr keinen Hut gesehen?"

Sein Rufen weckte endlich die Schlafenden auf.

„Was war es denn für ein Hut, Quackenboß?“ fragte Einer.

„Ein schwarzer Hut — ein mexikanischer Sombrero.“

„Ein schwarzer Hut? Nein, einen schwarzen Hut habe ich nicht gesehen.“

„Ihr Pinsel! Wie könnt Ihr denn glauben, man würde in einer solchen Nacht einen schwarzen Hut sehen? Kaum mit einem weißen wäre dies möglich. Schlaft nur immer wieder ein.“

„Macht Eure schlechten Witze mit wem Ihr wollt. Ich will meinen Hut haben. Wer hat ihn?“

„Wißt Ihr auch gewiß, daß es ein schwarzer Hut war?“

„Wahrscheinlich hat ihn der Wind mit fortgenommen.“

„Oui, Monsieur Quackenbosh — votre chapeau grand — Euer großer Hut, der so gut kleidete Euch — est-il perdu — sein er verloren — c'est vrai. Pardieu die Wölf' werden ihn 'aben zerrissen — sie 'aben ihn mangé. Cela n'est-il pas vrai?“

„Ach geht doch mit Eurem Kauderwelsch,“ entgegnete Quackenboß ärgerlich. „Habt Ihr meinen Hut?“

„Moi! votre chapeau grand? nein, Monsieur

Quackenboß — Sie können mir glauben — vraiment je ne l'ai pas, bei Gott nicht!"

„Habt Ihr ihn vielleicht, Stanfield?" fragte der Botaniker, zu einem diesen Namen führenden Hinterwäldler aus Kentucky gewendet.

„Verdammt wäre Euer Hut! Was sollte ich denn mit Eurem Hute machen? Ich habe selbst einen, und dieser ist genug für mich."

„Habt Ihr vielleicht meinen Hut, Bill Black?"

„Nein," lautete die rasche Antwort. „Ich trage weiter keinen Hut, als den meinigen, und dieser ist nicht schwarz, ausgenommen in einer solchen Nacht, wie die heutige. Ich will Euch Etwas sagen, alter Kamerad. Ihr habt Euren Hut verloren, während Ihr eben jetzt den Mustang rittet. Das Pferd hat ausgeschlagen, bis er Euch vom Kopfe gefallen ist."

Ein lautes Gelächter folgte auf diesen Einfall, und dazwischen hindurch hörte man Quackenboß sowohl von seinem Hute, als von seinen Kameraden auf nicht zu empfehlende Weise sprechen. Dabei kroch er mitten unter den Witzen und dem Gelächter der Anderen fortwährend auf dem Boden herum, um seinen Sombrero zu suchen.

Auf diese Heiterkeit meiner Leute achtete ich nur wenig; denn meine Gedanken waren anderen Dingen zugewendet.

Meine Augen waren auf jenen hellen Punkt am Himmel gerichtet, welcher von Rube angedeutet worden, und mein Herz frohlockte, als ich bemerkte, daß er mit jedem Augenblicke größer und heller ward. Der Regen fiel noch immer dicht und schnell; aber der Zipfel des Wolkenvorhangs ward langsam am östlichen Horizonte emporgehoben, wie von einer unsichtbaren Hand. Dauerte diese Bewegung fort, so war ich überzeugt, daß binnen wenigen Minuten — wie Rube vorhergesagt — der Himmel wieder heiter und der Mond so hell scheinen würde, wie vorher. Dies waren natürlich freudige Erwartungen.

Dann und wann schauete ich nach der Prairie und horchte auf irgend einen Laut — entweder die Stimmen der Trapper oder den Schall ihrer zurückkehrenden Tritte. Aber weder Eins noch das Andere war zu hören.

Ich ward schon ungeduldig, als ich plötzlich weit draußen auf der Ebene ein Licht erblickte. Es schien wieder ausgelöscht zu werden; an derselben Stelle aber, und einen Augenblick später, zeigte sich eine kleine ruhige Flamme, die wie ein einsamer Stern durch den bläulichen Nebel des Regens funkelte.

Einige Secunden lang stand es still, dann begann es sich zu bewegen, als ob es tief die Fläche des Bodens entlang getragen würde.

Dieses einsame Licht hatte durchaus nichts Geheimnißvolles. Blos für Quackenboß blieb es eine unerklärte Erscheinung, und er allerdings hätte es für eine Fata morgana halten können. Die Anderen waren wach gewesen, als Rube und Garey sich entfernten, und erkannten mit leichter Mühe das angezündete Licht in den Händen der Trapper.

Eine Zeit lang schien das Licht sich vorwärts und rückwärts zu bewegen und sich in kurzen Entfernungen umzudrehen, als ob es in unregelmäßigen Cirkeln oder im Zickzack getragen würde. Wir gewahrten den Schimmer von Wasser zwischen uns und der Flamme, als ob ein Teich vorhanden, oder auch ein Theil der Prairie durch den Regen überschwemmt wäre.

Nach einer Weile blieb das Licht stehen, und ein lauter Ausruf machte sich über die Ebene herüber hörbar, der, wie wir Alle sofort erkannten, von der Stimme des Trappers Rube herrührte. Wieder gerieth das Licht in Bewegung und flackerte rascher entlang, als ob es in einer geraden Linie über die Prairie getragen würde.

Wir folgten ihm mit neugierigen Blicken. Wir sahen, daß es sich immer weiter und weiter entfernte, und meine Gefährten sprachen die Vermuthung aus, daß die Trapper die Spur wieder aufgefunden hätten.

Diese Vermuthung ward bald durch Einen von ihnen selbst bestätigt, nämlich durch Garey, dessen riesige, durch den Nebel hindurch sichtbar werdende Gestalt sich uns näherte, und obschon der Ausdruck seines Gesichts in der Finsterniß nicht wahrzunehmen war, so verrieth doch sein ganzes Wesen, daß er der Ueberbringer einer guten Nachricht war.

„Rube hat die Spur aufgefunden, Capitain," sagte er in ruhigem Tone, als er zur Stelle kam. „Da drüben geht er, wo Ihr die Flamme des Lichtes seht! Er wird bald nicht mehr zu sehen sein, wenn wir nicht schnell machen und ihm folgen."

Ohne weiter ein Wort zu sagen, ergriffen wir die Zügel, schwangen uns auf unsere Pferde und ritten dem funkelnden Sterne nach, der uns über die Ebene winkte. Bald hatten wir Rube eingeholt und bemerkten, daß er, trotz des Unwetters, rasch die Spur entlang lief und dabei sein Licht unter dem breiten Sombrero vor dem Regen schützte.

Zur Antwort auf zahlreiche Fragen ließ der alte Trapper blos dann und wann eine unverständliche Interjection hören, und war offenbar stolz auf diesen neuen Beweis von seiner Gewandtheit. Von Garey erfuhren die Neugierigen eher Etwas, und während wir weiter ritten, erklärte ihnen Letzterer, wie die Spur durch seinen Kameraden wieder aufge-

funden worden, denn Rube gebührte, wie sich herausstellte, diese Ehre.

Rube hatte sich auf die Mesa-Quelle besonnen. Dieses Wasser war es, was wir in dem Lichte hatten schimmern sehen. Der umsichtige Trapper vermuthete, und zwar, wie sich ergab, mit Recht, daß das Pferd hier Halt machen würde, um zu saufen. Es war an dem Steingeröll hingegangen — einfach, weil der nächste Weg nach dem Wasser um den Felsen herumführte, und war dann einer trockenen Erhöhung gefolgt, welche direct von der Mesa nach der Quelle führte.

Auf dieser Erhöhung hatte sein Huf, weil es jetzt langsam ging, keine Spuren zurückgelassen, wenigstens keine, welche man bei Fackellicht zu unterscheiden vermocht hätte, und aus diesem Grunde war die Spur für den Augenblick verloren gegangen.

Rube jedoch besann sich, daß um die Quelle herum der Boden weich und morastig war, und vermuthete, daß in diesem die Hufe einen tiefen Eindruck zurücklassen würden.

Um sie ausfindig zu machen, bedurfte er blos eines „Deckels" für das Licht, und der breite Hut des Botanikers eignete sich dazu ganz vortrefflich. Ein Regenschirm würde zu diesem Zwecke kaum bessere Dienste geleistet haben.

Ganz wie die Trapper vermuthet hatten, fanden sie die Spuren in dem schlammigen Rande der Quelle. Das weiße Pferd hatte aus dem Tümpel getrunken, aber gleich darauf seine wilde Flucht wieder begonnen, und zwar in westlicher Richtung von dem Felsen.

Warum aber war es so schnell weiter galoppirt? War es durch Etwas erschreckt worden, oder war es durch den seltsamen Reiter auf seinem Rücken abermals ängstlich nnd scheu gemacht worden?

Ich fragte Garey; ich sah, daß er den Grund kannte, aber nicht gern sagen wollte.

Endlich that er es, aber mit offenbarem Widerwillen.

„Es sind Wolfsspuren auf der Fährte!“

Eilftes Kapitel.

Wölfe auf der Spur.

Das Pferd ward also von Wölfen verfolgt.

Die Spürer hatten die Fußstapfen dieser Thiere in dem Schlamme des Arroyo erkannt. Beide Gattungen waren hier gewesen — der große braune Wolf von Texas und der kleine bellende Coyote der Ebenen — eine volle Meute war dagewesen, wie die Trapper an den zahlreichen Spuren sahen.

Daß sie dem Pferde folgten, war für diese scharfblickenden Menschen ebenfalls klar.

Woher wußten sie es aber? Woran hatten sie es bemerkt?

Garey beantwortete diese Frage.

Oberhalb der Quelle befand sich ein schräges Ufer. Auf dieses war das Pferd, nachdem es aus

dem Tümpel getrunken, hinaufgesprungen. Die Wölfe waren ihm dahin nachgeeilt und hatten die Spuren ihrer Klauen in dem weichen Lehme zurückgelassen.

Woher aber wußte Garey, daß sie das Pferd verfolgten?

Die Spuren sagten ihm, daß sie sehr rasch gelaufen waren, und dies würde nicht der Fall gewesen sein, wenn sie nicht eine Beute verfolgt hätten. Es waren keine anderen Spuren zu sehen als diese und die von den Hufen des Pferdes, und daß sie diesem nachgesetzt hatten, war für den Trapper ganz klar, weil die Spuren der Wölfe die des Pferdes deckten.

Garey zweifelte an der Richtigkeit seiner Folgerungen eben so wenig, als ein Geometer an der Wahrheit eines euklidischen Lehrsatzes zweifelt.

Ich seufzte, als ich mich gezwungen sah, diese Folgerung ebenfalls als richtig anzuerkennen. Es war Alles sehr wahrscheinlich — nur zu wahrscheinlich.

Wäre das Pferd allein — unbelastet und frei gewesen, so würden die Wölfe wahrscheinlich nicht auf diese Weise Jagd darauf gemacht haben. Das wilde Pferd in der Blüthe seiner Kraft ist selten der Gegenstand ihres Angriffs — obschon das alte und schwache, die trächtige Stute und das schwache Füllen

oft diesen hungrigen Jägern der Ebene zur Beute fallen. —

Sowohl der gewöhnliche Wolf als auch der Coyote besitzen die ganze Schlauheit des Fuchses und kennen wie durch Instinct das Thier, welches zum Tode verwundet ist. Sie verfolgen das getroffene Reh, welches dem Jäger entronnen ist; ergiebt sich aber, daß es nur leicht beschädigt ist, so geben sie instinctmäßig die Jagd auf.

Dieser Instinct hatte ihnen auch gesagt, daß das Pferd nicht von einer freien Hand geritten ward — sie hatten gesehen, daß hier Etwas nicht in Ordnung war, und in der Hoffnung, Roß sowohl als Reiter niederzuhetzen, waren sie mit hungrigem Geheul gefolgt.

Eine anderweite Thatsache lieh dieser peinlichen Vermuthung Wahrscheinlichkeit — wir wußten nämlich, daß es um die Mesa herum sehr viele Wölfe gab.

Die Quelle war der fortwährende Sammelpunkt wiederkäuender Thiere, der Rehe sowohl als der Antilopen. Das halbwilde Hornvieh der Ganaderos trank hier, und das taumelnde Kalb ward oft die Beute des Coyota und seines kräftigen Genossen, des riesigen, hagern texanischen Wolfes. Es gab auch noch einen andern Grund, weßhalb der Ort in der letzten Zeit ein beliebter Anziehungspunkt für

diese scheußlichen Thiere gewesen sein mußte — die Ueberbleibsel unseres Scharmützels hatten ihnen manchen mitternächtlichen Schmaus geliefert. Sie hatten in Menschenblut und Pferdefleisch geschwelgt und dürsteten und hungerten nach mehr.

Daß es ihnen gelingen könnte, das in seinen Bewegungen nicht ganz freie Pferd niederzuhetzen, war sehr wahrscheinlich. Früher oder später mußten sie es einholen. Es konnte vielleicht erst nach einem langen, langen Galopp über Berg und Thal, durch Morast und Chapparal geschehen, aber dennoch war es wahrscheinlich, daß diese hartnäckigen, unermüdlichen Verfolger es einholen würden. Dann warfen sie sich auf seine Flanken, sie packten seine müden Glieder — das hülflose, auf seinen Rücken gebundene Schlachtopfer. Roß und Reiter wurden zur Erde niedergezerrt, in Stücken gerissen und gefressen!

O, entsetzlicher Gedanke! „Schaut," sagte Garey, indem er auf den Boden zeigte und seine Fackel tiefer hielt, „hier ist das Pferd ausgeglitten — seht, hier ist die Spur des großen Wolfes — hier ist er in die Höhe gesprungen — ich sehe das an dem Rutschen seiner Hinterpfoten."

Ich untersuchte das Merkmal. Selbst für meine Augen war es lesbar und gerade so, wie Garey es gedeutet hatte. Es waren auch noch andere Wolfs-

spuren auf dem feuchten Boden, aber einer davon hatte ganz gewiß einen gewaltigen Sprung vorwärts gethan, wie um sich in die Flanken eines größeren Thieres einzukrallen. Die Hufspur bewies deutlich, daß das Pferd ausgeglitten war, während es über den nassen Boden sprang, und dies hatte den wachsamen Verfolger eben zu seinem Sprunge verleitet.

Wir eilten weiter. Unsere Aufregung erlaubte uns nicht länger als einen Augenblick zu verweilen. Sowohl Freischärler als Trapper theilten meine Unruhe und meine Furcht. So schnell als die Fackeln getragen werden konnten, eilten wir weiter.

Nicht lange nachdem wir die Mesa hinter uns hatten, trat eine Veränderung zu unseren Gunsten ein. Die Lichter waren bis jetzt unter Hüten getragen worden, um sie vor dem Regen zu schützen. Diese Vorsicht war nicht mehr nöthig. Der Sturm war vorüber und der Regen hatte eben so schnell aufgehört, wie er gekommen war, und die Wolken verschwanden immer schneller von dem Antlitze des Firmamentes. Binnen fünf Minuten mußten wir wieder Mondschein haben, und schon erleuchteten seine gebrochenen Strahlen die Prairie.

Wir warteten nicht, bis er wieder vollständig frei wäre. Die Zeit war zu kostbar. Immer noch auf die Fackeln vertrauend, eilten wir weiter.

Der sanfte König der Nacht hielt sein Versprechen. Nach fünf Minuten trat seine helle Scheibe hinter dem Rande des schwarzen Leichentuches hervor, welches ihn bis jetzt verhüllt, und schien, wie durch den Sturm gereinigt, mit ungewohntem Glanze.

Es ward auf dem Boden fast so hell wie am Tage. Die Fackeln wurden daher ausgelöscht und wir folgten der Spur beim Lichte des Mondes immer rascher.

Hier war das wilde Pferd immer noch in gestrecktem Galopp gelaufen. Immer noch folgten ihm die gefräßigen, unermüdlichen Wölfe dicht auf den Fersen. Hier und da sah man die Spuren ihrer Klauen — die Merkmale ihrer hartnäckigen Verfolgung.

Das Rauschen von Wasser schlug an unser Ohr. Es kam von der Richtung her, nach welcher die Spur uns führte. Ein Strom war also nicht weit entfernt. Bald verminderten wir die Entfernung. Eine glasige Fläche schimmerte im Mondscheine und auf diese ging die Spur in gerader Linie zu. Es war ein Fluß — ein Wasserfall war in der Nähe, von welchem die von dem Regen angeschwellten Wogen herabstürzten und durch die Felsen in weißen Schaum verwandelt wurden. Im Mondscheine sah er fast aus wie eine Schneelawine.

Die Trapper erkannten einen von Norden, aus der hohen Steppe des Llano Estacado herkommenden Nebenstrom des Rio Bravo.

Wir eilten bis an sein Ufer, wo wir der schäumenden Stromschnelle gegenüber Halt machten.

Die Spur führte uns bis an diesen Punkt, bis an den äußersten Rand des schäumenden Wassers. Weiter führte sie nicht. Die Hufspuren führten bis an den Rand, aber nicht wieder zurück.

Das Pferd war in den Strom gesprungen!

Zwölftes Kapitel.

Durch den Strom.

Ganz gewiß war es so. In diese siedende Stromschnelle hatte das Pferd sich hineingestürzt — da, wo der Schaum am weißesten war und die Felsen ihr heiserstes Echo hören ließen. Die vier Hufspuren, die an dem Rande dicht beisammenstanden, bezeichneten den Punkt, von welchem es hinabgesprungen war, und der tief eingetretene Rasen verrieth, daß der Sprung kein furchtsamer oder zaghafter gewesen war. —

Die Verfolger waren ihm dicht auf den Fersen gewesen und es hatte sich mit verzweifeltem Satze in das Wasser gestürzt.

War es ihm gelungen, das jenseitige Ufer zu erreichen?

Dies war unser erster Gedanke. Es schien unwahrscheinlich — unmöglich. Trotz der mit Schaumflocken bedeckten Oberfläche war die Strömung rasch und sah aus, als ob weder Mann noch Roß in ihr festen Fuß fassen könnten.

Zum Durchwaten war der Fluß ganz gewiß zu tief. Obschon hier und da Felsenblöcke über der Oberfläche sichtbar wurden, so waren dies doch nur die Gipfel von großen Rollsteinen, und zwischen denselben rauschten die ungestümen Fluthen schwarz und tief. War das Pferd gezwungen gewesen, zu schwimmen? Wenn dies der Fall war, so war es von der Strömung mit fortgerissen worden — die Fluthen waren über dasselbe hinweggegangen — seine hülflose Reiterin —

Der Schluß war uns Allen klar. Alle fühlten gleichzeitig die Ueberzeugung.

Nein — nicht Alle. Es kam ein Wort des Trostes von dem Aeltesten und Klügsten von uns — ein Wort, welches meinen sinkenden Muth wieder aufrichtete.

„Na, geschwommen ist das Pferd nicht.“

„Wißt Ihr das auch gewiß, Rube? Woran wollt Ihr das sehen?“ fragte ich rasch.

„Ja wohl — woran wollte ich das sehen!“ entgegnete Rube ein wenig empfindlich, daß wir sein

Urtheil in Zweifel gezogen. „Was zum Teufel nützen denn Euch Allen Eure Augen? Schaut her und ich will Euch sagen, wie ich es wissen kann. Seht hier die Farbe dieses Wassers — es ist braun wie ein Büffel im Herbste, deßhalb ist es erst frisch heruntergekommen, und vor dem Regen war kaum halb so viel davon im Flußbette. Vor dem Regen konnte also das Pferd ganz bequem hindurchwaten und dies hat es auch gethan!"

„Woran aber wollt Ihr das wieder sehen?"

„Ha! ha! ha! was das für dumme Fragen sind! Seht doch die Spuren an? Die sind gemacht, ehe noch ein Tropfen Regen gefallen war. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so müßten sie in dem erweichten Boden viel tiefer geworden sein. Das Pferd ist glücklich hinübergekommen, ohne sich ein Haar von seinen Hüften naß zu machen. Was also das Ersaufen betrifft, so fürchtet Nichts, junger Freund!"

„Aber die Wölfe? Glaubt Ihr, daß diese durch das Wasser nachgefolgt sind?"

„O bewahre! Dazu waren die Bestien viel zu klug. Sie wußten, daß ihre Beine nicht lang genug waren und daß die Strömung sie eine halbe Meile weit mit sich fortreißen würde, ehe sie noch zur Hälfte hinüber wären. Die Wölfe sind auf diesem

Ufer geblieben. Schauet her — hier sind ihre Spuren. Es sind nicht wenige dieser schmutzigen Bestien beisammen gewesen. Das Ufer ist zusammengetreten, wie eine Schafhürde."

Wir bückten uns, um den Boden zu untersuchen. Allerdings war derselbe mit Spuren von Wölfen bedeckt. Eine zahlreiche Schaar hatte sich an diesem Orte versammelt, und da die Spuren ihrer Klauen nach allen Richtungen zeigten, so war es klar, daß sie nicht weitergelaufen waren, sondern, durch den Strom gehemmt, die Verfolgung aufgegeben und sich zerstreut hatten.

Ich betete zum Himmel, daß dies keine bloße Muthmaßung sein möchte.

Rube glaubte es ganz gewiß, und da ich jetzt unbedingtes Vertrauen auf die Erfahrung des alten Trappers setzen gelernt hatte, so fühlte ich mich wieder beruhigt. Rube's Meinung sowohl, daß das Pferd wohlbehalten über den Fluß hinübergekommen sei, als auch daß die Wölfe die Verfolgung aufgegeben hätten, ward von meinen übrigen Begleitern getheilt, die sämmtlich in solchen Dingen keine gewöhnliche Autorität waren.

Garey, der im Rebuslesen der Prairie nur seinem älteren Kameraden nachstand, ertheilte Rube's Erklärung seine nachdrückliche Bestätigung.

Das Roß war noch unversehrt — die Reiterin vielleicht auch.

Mit leichterem Herzen schwang ich mich wieder in den Sattel.

Meine Begleiter folgten meinem Beispiele, und mit den Augen den Strom messend, ritten wir das Ufer entlang, um einen Uebergangspunkt zu suchen.

In der Nähe der Stelle, wo wir angelangt waren, gab es keine Furt. Da, wo das Pferd durchpassirt war, hätte man vielleicht bei niedrigem Wasserstande hindurchwaten können; jetzt aber nach dem furchtbaren Regen hätte die Strömung Mann und Roß mit sich fortgerissen wie Korkholz. Die Felsblöcke — die schwarzen Wellen, welche dazwischen hindurchrauschten — die siedenden, schäumenden Strudel entmuthigten jeden Versuch, hier einen Uebergang zu erzwingen. Wir sahen Alle, daß es nicht thunlich war. Einige ritten stromaufwärts, Andere in entgegengesetzter Richtung.

Beide Abtheilungen trafen mit verlegenen Blicken wieder zusammen. Keine von ihnen hatte einen Uebergangspunkt gefunden.

Es war keine Zeit, weiter zu suchen. Wenigstens hätte meine Ungeduld keinen längeren Aufschub gestattet. Es war weder für mich noch für mein Pferd das erste Mal, daß wir ohne Furt über einen

Fluß setzten, und ebenso wenig war es für viele meiner Begleiter das erste Mal.

Unterhalb der Stromschnelle ward die Strömung langsamer und hörte anscheinend ganz auf. Das Wasser war ruhig, obschon hundertundfünfzig Schritte breiter. Im Mondscheine sah ich, daß das Ufer auf der entgegengesetzten Seite niedrig und schräg war. Ein Pferd konnte es mit leichter Mühe erklettern. Ich zauderte nicht lange. Viele hundert Ellen war Moro mit seinem Reiter auf dem Rücken geschwommen — manche viel raschere Strömung als diese hatte er mit seiner stolzen Brust getheilt.

Ich lenkte ihn auf den Rand des Flusses zu, gab ihm den Sporn und setzte mit ihm in das Wasser hinab.

Ich hörte hinter mir ein schweres Plätschern nach dem andern, bis auch der letzte meiner Begleiter sich den Wogen anvertraut hatte und wir schweigend hinüberschwammen.

Einer nach dem Andern erreichten wir die entgegengesetzte Seite und erkletterten das Ufer.

Schnell zählte ich meine Leute, als sie aus dem Wasser herausgeritten kamen. Es fehlte Einer — aber wer?

„Rube," antwortete Einer.

Ich schaute zurück, nicht ohne ein gewisses Ge-

fühl von Unruhe. Furcht hatte ich um den Trapper nicht und Garey versicherte, er werde schon auftauchen.

„Kann seine alte Mähre schwimmen?“ fragte ich.

„Wie ein Fischchen,“ entgegnete Garey, „Rube aber wird nicht auf ihr sitzen bleiben, denn er fürchtet, sie zu tief in das Wasser hineinzudrücken. Seht, da kommt er!“

Ziemlich in der Mitte des Stroms sah man zwei Gesichter dicht über dem Wasser, und das eine gerade hinter dem andern. Das vorderste war die graugesprenkelte Schnauze der alten Mustangstute, das andere die unverkennbare Physiognomie ihres alten Herrn. Das auf sie Beide scheinende Mondlicht machte sie über dem dunkelbraunen Wasser deutlich sichtbar, und der Anblick erweckte das Gelächter Derer, welche das Ufer bereits erreicht hatten.

Rube's Art und Weise, über einen Strom zu setzen, war, wie Alles, was dieser eigenthümliche Mensch that, einzig in ihrer Art. Vielleicht befolgte er sie aus bloßer Sucht, etwas Absonderliches zu thun, vielleicht auch, damit sein Mustang besser schwimmen könne.

Er war behutsam in das Wasser hineingeritten und blieb im Sattel, bis die Stute nicht mehr fußen konnte. Dann glitt er rückwärts über ihre Hüften herunter und nahm ihren Schweif zwischen die Zähne.

Auf diese Weise sich theils ziehen lassend, wie ein Fisch am Angelhaken, und theils mit den Armen ausstreichend, um bei der Arbeit behülflich zu sein, schwamm er hinterher. Sobald die Stute wieder festen Fuß faßte, rutschte er wieder über die Kruppe und dann in den Sattel.

Roß und Reiter boten, als sie auf das Ufer herauskletterten, während das dünne Skelett Beider durch das Wasser auf das Minimum seines Umfanges reducirt war — einen so lächerlichen Anblick dar, daß Rube's Kameraden in ein abermaliges Gelächter ausbrachen.

Ich wartete nicht, bis es verhallt war, sondern ritt rasch das Ufer entlang und erreichte bald die Stromschnelle, wo ich die Spur wiederzufinden erwartete.

Zu meiner Freude sah ich hier in der That Hufspuren unmittelbar dem Punkte gegenüber, wo das Pferd in den Strom gesprungen war. Es mußte also glücklich durchgekommen sein.

Dank sei dem Himmel! Aus dieser Gefahr wenigstens war sie errettet worden!

Dreizehntes Kapitel.

Ein liliputischer Wald.

Als ich die Spur wieder aufgenommen hatte, ward es mir bedeutend leichter. Ich hatte drei Gründe, mir Glück zu wünschen.

Erstens war die Gefahr der Fluth vorüber — Isolina war nicht ertrunken.

Zweitens waren die Wölfe beseitigt — die gefährliche Stromschnelle hatte sie zurückgeschreckt, und auf der andern Seite war keine Spur mehr von ihnen zu sehen.

Drittens hatte das Pferd seine Geschwindigkeit gemindert. Nach dem Erklettern des Ufers war es in raschem Schritte weiter gegangen, aber nicht im Galopp.

„Hier ist es Paß gegangen," bemerkte Carey, sobald seine Augen auf den Spuren ruheten.

„Paß?"

Ich wußte, was er damit meinte. Ich kannte diesen dem Prairiepferde eigenthümlichen Gang. Die Reiterin konnte diese sanfte Bewegung kaum bemerken — ihre Qualen wurden dadurch vermindert.

Vielleicht machte nun auch das von den grimmigen Verfolgern nicht mehr geängstigte Pferd bald Halt. Seine müden Glieder mußten es dazu mahnen, und dann? — Ganz gewiß konnte es nicht mehr sehr weit gelaufen sein.

Auch wir waren müde — sammt und sonders. Diese angenehmen Vermuthungen hielten uns jedoch ab, an unsere Ermüdung zu denken, und wir verfolgten die Spur mit heiterem Muthe weiter.

Ach, leider war es mein Schicksal, das Opfer von auf einander folgenden Hoffnungen und Befürchtungen zu sein. Meine neugeborene Freude lebte nicht lange und entschwand sehr bald.

Wir hatten den Fluß nur erst einige hundert Schritte hinter uns, als wir auf ein Hinderniß stießen, welches unserm weitern Vordringen nicht blos eine ernste Schranke entgegenstellte, sondern auch unserer ganzen Verfolgung fast ein Ende machte.

Dieses Hinderniß war ein Wald von Eichen,

aber nicht Riesеneichen, wie man diese berühmten Bäume gewöhnlich nennt, sondern gerade das Gegentheil, ein Wald von Zwergeichen (Quercus nana). Soweit das Auge reichte, erstreckte sich dieser sonderbare Wald, in welchem es keinen Baum gab, der über dreißig Zoll hoch gewesen wäre! Und doch war es kein Dickicht — kein Unterholz von Gesträuch, sondern ein wirklicher Eichenwald, in welchem jeder Baum seinen besondern Stamm, seine Aeste, seine vollständig ausgebildeten Blätter hatte und seine braunen Eicheln trug.

„Aha, Zwergeichen!“ riefen die Trapper, als wir den Rand dieses Miniaturwaldes erreichten.

„Verwünscht!“ rief Rube ungeduldig, „das ist eine dumme Geschichte. Nun können wir nur gleich Alle absteigen und unsere Pferde ausruhen lassen. Hier müssen wir auf Händen und Füßen kriechen.“

Und so war es auch. Mehrere Stunden lang folgten wir der Spur und kamen dabei nicht schneller vorwärts, als wenn wir buchstäblich auf Händen und Füßen gekrochen wären.

Die Spuren des Pferdes waren ganz deutlich und hätten bei Tageslicht bequem verfolgt werden können. Die kleinen Eichen aber standen so dicht und regelmäßig, als ob sie von Menschenhand ge-

pflanzt wären, und das Licht des Mondes vermochte kaum durch ihr dichtes Laubwerk hindurchzudringen. Ihre Zweige berührten einander fast so, daß die ganze Fläche in dunkelm Schatten lag und das Erkennen der Hufspuren fast unmöglich machte. Hier und da setzte uns ein zerbrochener Ast oder ein Büschel herabgeworfener Blätter in den Stand, schneller vorwärts zu kommen; da aber das Pferd hier sehr behutsam gegangen war, so kamen diese Erleichterungen nur selten und in weiten Zwischenräumen vor.

Mehrere bange Stunden lang müheten wir uns durch diesen Eichenwald hindurch, in welchem unsere Köpfe weit über die höchsten Bäume hinwegragten. Wir hätten glauben können, wir verfolgten unsern Weg durch eine umfangreiche Baumschule, und ehe wir den entgegengesetzten Rand erreicht hatten, mischten sich die Strahlen des Mondes mit dem Purpurlichte des Morgens.

Bald nachher öffnete sich der Wald. Die kleinen Zwergeichen wuchsen weiter aus einander — hier dünn über den Boden zerstreut, dort in dichten Gruppen oder Miniaturwäldchen, bis endlich wieder der Rasen der Prairie vorherrschte. Die furchtbare Anstrengung der Spürer war nun zu Ende. Das willkommene Licht der Sonne fiel auf die Fährte,

so daß wir sie so schnell aufnahmen als wir reiten konnten, und nun nicht länger durch Geröhricht oder Busch gehindert, drangen wir rasch über die Prairie weiter vor.

Auch dieses Terrain hatte das weiße Pferd rasch passirt. Eine Strecke weit war es, nachdem es aus dem Zwergeichenwalde herausgekommen, immer noch Paß gegangen, plötzlich aber, wie seine Spuren deutlich zeigten, wieder in gestrecktem Galopp weiter gejagt.

Was hatte es abermals erschreckt? Wir konnten es uns nicht denken, und selbst die Prairiemänner waren verblüfft.

Hatten es wieder Wölfe oder irgend ein anderer Feind angegriffen? Nein, weder der eine noch der andere. Es war eine grüne Prairie, ein glatter Rasen von Mezquite-Gras, aber es gab Stellen, wo es sehr dünn stand — fast ganz kahle Flecken — und diese waren durch den Regen erweicht. Selbst die leichte Klaue eines Wolfes würde sich an solchen Stellen hinreichend tief eingedrückt haben, um von den luchsäugigen Männern der Ebene entdeckt zu werden. Das Pferd hatte diesen Weg passirt, seitdem der Regen aufgehört hatte zu fallen. Weder ein Wolf noch irgend ein anderes Thier hatte es verfolgt.

Vielleicht war es von selbst wieder in Galopp gefallen, auf's Neue erschreckt durch die ungewohnte Art und Weise, auf die es geritten ward, und noch aufgeregt durch die erfahrene Mißhandlung, die es noch nicht überwunden. Vielleicht schmerzten es auch die Widerhakenspitzen der Raketen im Fleische, und vertraten die Stelle von Sporen. Vielleicht hatte ein fernes Geräusch es glauben gemacht, es höre wieder den tobenden Pöbel oder die wieder hinter ihm herkommenden Wölfe, vielleicht —

Ein Ausruf der Spürer, welche voranritten, machte diesen Muthmaßungen ein Ende. Beide hatten Halt gemacht und zeigten auf den Boden. Kein Wort ward gesprochen — es war auch keins nöthig. Wir Alle lasen mit unsern Augen die Erklärung des erneueten Galopps.

Gerade vor uns war der Rasen von zahlreichen Spuren zerrissen. Nicht vier, sondern vierhundert Hufspuren waren in den Rasen eingedrückt — alle so frisch als die Fährte, welche wir verfolgten — und unter diesen gingen die Spuren des weißen Rosses unsern Blicken verloren.

„Eine Heerde wilde Pferde," riefen die Führer auf den ersten Blick. Es waren die Spuren von unbeschlagenen Hufen, obschon dies keinen Beweis lieferte, daß es wilde waren. Ein Trupp Indianer

hätte auch vorübergeritten sein können, ohne irgend eine andere Spur zu hinterlassen. Diese Pferde aber waren nicht bemannt gewesen, wie die Trapper zuversichtlich behaupteten, und unter ihnen befanden sich die Hufspuren von Fohlen und halb erwachsenen Füllen, welche bewiesen, daß die Heerde eine Caballada von Mustangs gewesen war.

An dem Punkte, wo wir zuerst auf die Spuren dieser Thiere stießen, waren sie in voller Geschwindigkeit gegangen und die Spur des weißen Pferdes ging darauf zu, bis sie in einem spitzen Winkel damit zusammentraf.

„Ja, ja," sagte Rube, „ich sehe schon, wie die Sache steht. Sie sind durch das seltsame Aussehen des Hengstes scheu gemacht worden und geflohen. Seht, hier ist seine Spur über allen den ihrigen. Er ist ihnen nachgelaufen. — Da," fuhr der Trapper fort, als wir ein Stück weiter gekommen waren, „da hat der weiße Hengst einige von ihnen eingeholt. Seht, hier sind die Bestien rechts und links aus einander gestoben. Hier sind sie wieder mit einander galoppirt — einige hinter ihm — einige vor ihm. Nun werden sie ihn wahrscheinlich kennen und sich nicht mehr vor ihm fürchten. Seht hier — er ist mitten unter der Heerde!"

Unwillkürlich hob ich die Augen empor, weil ich

aus diesen Worten schloß, daß die Pferde in Sicht wären. Aber nein, Rube ritt immer noch voran, bog sich vom Sattel herab und heftete seine Blicke auf den Boden. Alles, was er gesagt, hatte er von der Fläche der Prairie abgelesen — von Hieroglyphen, die mir unverständlich, für ihn aber weniger schwierig waren, als die Buchstaben eines gedruckten Buches.

Ich wußte, daß Das, was er sagte, gegründet war. Der Hengst war einer Heerde wilder Pferde nachgaloppirt. Er hatte sie eingeholt und war an dem Punkte, wo wir uns jetzt befanden, in ihre Mitte hineingedrungen.

Schwarze Gedanken stiegen bei dieser Entdeckung in mir auf. Ich erblickte sofort eine neue gefahrvolle Situation für meine Geliebte — eine Gefahr, die nicht blos neu, sondern auch seltsam und grauenvoll war.

Ich sah sie mitten in einem Trupp von wiehernden wilden Pferden — von Hengsten mit feuersprühenden Augen und rothdampfenden Nüstern, wüthend über das weiße Roß, und eifersüchtig, daß es sich zu ihrer Manada gesellte. In toller Wuth stürzten sie sich vielleicht mit weit geöffnetem Maule und gelben schimmernden Zähnen auf ihn und schlu-

gen mit tödlichem Hufe gegen ihn aus. — O es war ein entsetzliches Bild!

Und dennoch, so entsetzlich es auch war, so erwies es sich doch als der genaue Schatten einer Wirklichkeit. Sowie die Luftspiegelung entfernte Gegenstände auf der Netzhaut des Auges erscheinen läßt, so mußte irgend eine geistige Luftspiegelung das Bild der Dinge, welche wirklich waren, auf meinen Geist geworfen haben.

Und nicht fern, obschon noch unsichtbar — nicht fern war die Wirklichkeit.

Rasch ritt ich eine Anhöhe der Prairie hinauf, und von hier aus sah ich fast das Gegenstück des furchtbaren Schauspiels, welches meine Phantasie heraufbeschworen.

War es ein Traum? War es noch die Phantasie, welche meine Augen täuschte?

Nein, hier war die Heerde wilder Pferde. Hier waren die bäumenden, kreischenden Hengste; hier war der weiße Hengst in ihrer Mitte — auch er bäumte kerzengerad empor, und auf seinem Rücken —

O Gott, schau' gnädig herab — rette sie — rette sie!

Vierzehntes Kapitel.

Verjagung der wilden Hengste.

Dieser Ausruf ward meinen Lippen durch das furchtbare Schauspiel ausgepreßt, auf welchem meine Augen ruheten.

Kaum wartete ich auf das Echo meiner Worte. Ich wartete auch nicht auf den Rath meiner Kameraden, sondern galoppirte, meinem Pferde die Sporen tief in die Flanken stoßend, den Hügel hinab in der Richtung nach der Heerde.

Es ward hierbei keine Methode beobachtet und kein Versuch gemacht, gedeckt zu bleiben. Es war jetzt keine Zeit, weder zur Vorsicht noch zum Verbergen.

Ich folgte dem augenblicklichen Impulse und mit nur einem einzigen Gedanken — vorwärts zu

eilen, die Hengste aus einander zu jagen und, dafern ich noch Zeit genug käme, die Unglückliche vor diesen schmetternden Hufen und gierig schimmernden Zähnen zu retten.

Wenn ich noch Zeit genug kam! — Ja, dies war der Gedanke, bei welchem mir das Herz fast stillstand.

Doch schöpfte ich Hoffnung aus der Wahrnehmung, daß das weiße Roß rund um sich einen freien Ring erhielt — seine Angreifer drohten blos aus der Entfernung. Wäre es allein gewesen, so hätte ich mit mehr Vorsicht zu Werke gehen und vielleicht auf eine Kriegslist denken können, es zu fangen.

So aber war von irgend einer List keine Rede, und die Umstände machten Eile nothwendig.

Sowohl Trapper als Freischärler hatten, demselben Impulse folgend wie ich, ihre Pferde in Galopp gesetzt und folgten mir dicht auf den Fersen.

Die Heerde war noch fern. Der Wind wehete von ihnen her — ein ziemlich frischer Wind. Wir waren halb den Hügel hinunter, und noch immer wurden wir von den wilden Pferden weder gehört, noch gesehen, noch gewittert. Ich schrie, so laut ich konnte. Ich wünschte die Thiere zu erschrecken und sie in die Flucht zu jagen. Meine Begleiter schrieen

ebenfalls, aber unsere Stimmen drangen nicht bis zu der kämpfenden Caballada.

Ich besann mich auf ein besseres Mittel — ich zog mein Pistol aus der Holfter und feuerte mehrere Schüsse in die Luft ab.

Der erste wäre schon hinreichend gewesen. Trotz des widrigen Windes ward der Knall gehört, und die von dem Schalle erschreckten Mustangs gaben plötzlich den Kampf auf. Einige sprangen sofort hinweg, andere kamen schnaubend und die Köpfe emporwerfend uns entgegen — einige galoppirten fast bis auf Schußweite heran, ließen dann ihr gellendes Wiehern hören und rannten dann in wilder Flucht davon.

Der weiße Hengst und seine Reiterin allein blieben da zurück, wo wir sie zuerst bemerkt.

Einige Augenblicke lang blieb er stehen, als ob ihn die plötzliche Flucht seiner Angreifer verblüfft hätte. Aber auch er mußte die Schüsse gehört haben und errieth vielleicht allein Etwas von Dem, was diesen seltsamen Lärm verursacht hatte. In dem lauten Knalle erkannte er die Stimme seines größten Feindes, und dennoch rührte er sich nicht von der Stelle.

Wollte er unsere Annäherung erwarten? War er zahm geworden? — Hatte er sich schon an die Ge-

fangenschaft gewöhnt? Oder war er dankbar dafür, daß wir ihn von seinen aufgebrachten Nebenbuhlern befreit, und fürchtete er sich nicht mehr vor uns?

Solche seltsame Gedanken gingen mir rasch durch den Kopf, während ich weiter galoppirte. Ich begann schon, es für wahrscheinlich zu halten, daß er unsere Annäherung erwarten und sich ruhig wieder fangen lassen würde. Ach leider ward ich bald enttäuscht. Ich war noch viele hundert Schritte weit entfernt, als ich ihn sich bäumen, auf den Hinterfüßen wie auf einem Zapfen sich umdrehen und dann in wilder Eile entfliehen sah. Sein von dem Winde mir zugewehetes gellendes Wiehern schlug an mein Ohr gleich dem Hohngelächter eines Dämons.

Ich gehorchte dem einzigen Impulse, den ich in diesem Augenblicke haben konnte, und galoppirte, so schnell als mein Pferd gehen konnte, hinter ihm drein. Ich wartete nicht erst, um mich mit meinen Genossen zu berathen. Ich war ihnen schon weit voraus. Sie waren zu weit entfernt, als daß ich mit ihnen hätte sprechen können.

Auch bedurfte ich nicht ihrer Weisheit, um mich zu führen. Was ich zu thun hatte, war mir völlig klar. Nur durch Geschwindigkeit konnte das Pferd eingeholt und die Reiterin vom Untergange

gerettet werden, wenn sie nicht schon verloren war.

O wie entsetzlich war dieser letztere Gedanke!

Es war indessen jetzt keine Zeit, sich fruchtlosem Schmerze hinzugeben. Ich unterdrückte diese Gemüthsregung und richtete meine Gedanken ernstlich auf die Verfolgung. Ich sprach zu meinem wackern Rosse und nannte es beim Namen. Ich trieb es mit Händen und Knieen an, und nur dann und wann stieß ich ihm den grausamen Stahl in die Rippen.

Bald bemerkte ich, daß seine Kräfte nachließen — ich bemerkte es mit steigender Besorgniß um den Ausgang. Mein Rappe hatte schon am Tage vorher den Sattel zu lange getragen, und die nasse lange Nacht hatte ihn ermüdet. Er war zu sehr angestrengt worden und ich fühlte seine Müdigkeit, während er so mit matterem Schlage entlang galoppirte. Das Prairieroß mußte im Vergleich damit frisch genannt werden können.

Aber es standen Leben und Tod auf dem Spiele. Ihr Leben — vielleicht auch das meine. Es lag mir Nichts daran, sie zu überleben. Sie mußte gerettet werden. Der Sporn mußte ohne Schonung angewendet — das wilde Roß mußte eingeholt werden — und wenn Moro daraufging.

Es war eine sogenannte rollende Prairie, über

welche die Hatz ging — eine Fläche, die sich wellenförmig hob und senkte, gleich den Wogen des Oceans. Wir galoppirten schräg in der Richtung dieser kleinen Anhöhen, die in rascher Reihe auf einander folgten. Vielleicht brachte die Schnelligkeit, mit welcher wir darüber hinwegeilten, sie einander näher. Mir kam es vor, als ob zwischen diesen Erdwogen gar kein ebener Boden vorhanden wäre. Bergauf bergab in rascher Abwechselung ging es, eine harte Prüfung für mein armes Pferd. Aber Leben und Tod standen auf dem Spiele, und der Sporn mußte ohne Schonung angewendet werden. Ein langer, grausamer Galopp — kam er niemals zu Ende? Ward der Hengst niemals müde? Blieb er nimmermehr stehen? Ganz gewiß mußte er doch mit der Zeit ermatten. Moro war ihm ja an Kraft sowohl als an Schnelligkeit gewachsen, ja vielleicht in Beidem überlegen.

Ach, das Prairiepferd hatte einen doppelten Vortheil voraus — es hatte einige Zeit ausgeruht, und es war hier auf heimischem Boden.

Ich hielt meine Augen darauf geheftet und wendete sie auch nicht eine Secunde lang davon ab.

Eine geheimnißvolle Furcht beherrschte mich — ich wagte nicht, mich umzusehen, damit es nicht mittlerweile verschwände. Die Erinnerung an die

frühere Jagd lebte noch in mir. Ich befand mich abermals in der Region des Uebernatürlichen.

Ich schauete weder links noch rechts, sondern gerade aus — gerade nach dem Gegenstande meiner Verfolgung und der Entfernung, welche zwischen uns lag. Diese letztere maß ich fortwährend, bald mit neuer Hoffnung, bald wieder mit Zweifel. Sie schien je nach dem Boden zu wechseln. Einmal kam ich näher, so wie der sich senkende Boden mir den Vortheil gab. Einen Augenblick später aber verzögerte der steile Abhang die Schnelligkeit meines Pferdes und vermehrte die dazwischenliegende Entfernung. Mit Freuden ritt ich daher über die letzte Erhöhung der rollenden Prairie und sah eine glatte Ebene sich vor uns hinstrecken. Mit Freuden bemerkte ich, daß ich auf diesem neuen Terrain dem Prairiepferde rasch näher kam.

Und immer näher kam ich, bis ungefähr nur noch vierhundert Schritte zwischen uns lagen. So nahe war ich, daß ich die Umrisse ihrer Gestalt unterscheiden konnte — ihre flatternden, zerrissenen Gewänder, ihr langes aufgelös'tes, auf dem Boden hinschleifendes schwarzes Haar — selbst ihre bleiche Wange konnte ich sehen, wenn dann und wann das Pferd den Kopf zurückwarf, um sein wildes, herausforderndes Wiehern hören zu lassen.

Ich war nahe genug, um gehört zu werden. Ich schrie, so laut ich konnte — ich rief sie beim Namen. Ich hielt meine Augen auf sie geheftet und lauschte mit verhaltenem Athem auf eine Antwort.

Ich bildete mir ein, daß sich ihr Kopf emporrichte, als ob sie mich verstanden hätte und mir antworten wollte. Eine Stimme hörte ich nicht; aber es war ja leicht möglich, daß ihr schwacher Ruf durch das Getöse der Hufschläge übertäubt ward.

Wieder rief ich laut — immer und immer wieder nannte ich ihren Namen.

Jetzt ganz gewiß hörte ich einen Ruf. Ihr Kopf richtete sich von dem Widerriste des Pferdes empor. Ich konnte mich nicht irren.

„Dank sei dem Himmel, sie lebt!"

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich mein Pferd unter mir weichen fühlte, als ob es in die Erde hineinsänke. Ich ward aus dem Sattel und mit dem Kopfe voran auf die Ebene geschleudert. Mein Pferd war in die Höhle eines Prairiemaulwurfes hineingetreten und dieser falsche Schritt war Ursache seines Sturzes.

Ich war durch den Fall weder betäubt noch

sonst beschädigt und binnen wenigen Secunden wieder auf den Füßen, hatte mein Pferd emporgerissen und saß im Sattel.

Das weiße Roß und seine Reiterin jedoch waren mittlerweile meinen Blicken entschwunden.

Fünfzehntes Kapitel.

In einem Chapparal verirrt.

Ich war außer mir vor Schmerz und Verzweiflung, aber nicht überrascht.

Dies Mal hatte das Verschwinden des wilden Pferdes nichts Geheimnißvolles.

Der Chapparal erklärte es.

Obschon ich den weißen Hengst nicht mehr sah, so hörte ich ihn doch noch. Sein Hufschlag auf dem festen Boden, dann und wann das Knacken eines dürren Astes, das Rauschen der zurückweichenden Zweige — alles Dies schlug an mein Ohr, während ich mich wieder auf's Pferd schwang.

Dieses Geräusch diente mir zum Führer, und ohne weiter auf die Hufspuren zu achten, sprengte

ich nach dem Rande des Chapparal — nach dem Punkte, welcher der Stelle, von wo ich das Geräusch vernahm, am nächsten war. Ich hielt nicht an, um mich nach einer Oeffnung umzusehen, sondern drang sofort in das Dickicht ein. Mein wackeres Roß brach sich so rasch als möglich Bahn durch das hemmende Gebüsch; ich war aber noch nicht weit gekommen, so sah ich schon ein, wie unklug das von mir eingeschlagene Verfahren war. Ich sah nun, daß ich der Spur hätte folgen sollen.

Ich hörte jetzt Nichts mehr von den Bewegungen des weißen Hengstes, weder Hufschlag, noch knackende Aeste, noch rauschende Zweige. Das Geräusch, welches mein eigenes Pferd unter den knisternden Akazien machte, übertäubte jedes andere, und so lange, als ich es in Bewegung hielt, bewegte ich mich mit Ungewißheit.

Blos wenn ich Halt machte, hörte ich wieder das durch das Dickicht hindurchbrechende weiße Roß. Das Geräusch war aber schon fern und schwach und ward immer noch ferner und schwächer.

Wieder spornte ich mein Pferd vorwärts und lenkte es fast auf's Gerathewohl, war aber noch nicht hundert Schritte weit gekommen, als das Unglück der Ungewißheit mich wieder zwang, Halt zu machen.

Dies Mal horchte ich und hörte Nichts — nicht einmal das Rauschen eines Zweiges. Das weiße Pferd war entweder stehen geblieben und verhielt sich ganz ruhig, oder, was wahrscheinlicher war, es war mir so weit voraus, daß sein Hufschlag für mich nicht mehr zu hören war.

Wüthend über mich selbst und viel zu aufgeregt, um kaltblütig nachzudenken, stachelte ich wieder die Flanken meines Pferdes und galoppirte blind durch das Dickicht.

So ritt ich mehrere hundert Schritte, ehe ich den Zügel wieder anzog — in der verzweifelten Hoffnung, wieder Etwas zu hören.

Abermals machte ich Halt, um zu horchen. Mein blindes Zureiten half mir Nichts. Kein Laut schlug an mein Ohr, und selbst wenn ein solcher hörbar gewesen wäre, so wäre er wahrscheinlich durch das Schnauben meines Rappen übertäubt worden.

Still und stumm war es in dem Chapparal rings um mich her — stumm, wie der Tod; nicht einmal ein Vogel rührte sich unter den Zweigen.

Ich verabscheute mich selbst und machte mir die bittersten Vorwürfe über meine Unklugheit. Ohne meine unüberlegte Eile hätte ich auf der Spur

und vielleicht im Angesichte des Gegenstandes meiner Verfolgung bleiben können.

Da, wo der weiße Hengst hinging, konnte ich sicherlich auch folgen.

Nun aber war er fort und ich wußte nicht wohin — seine Spur war verloren und damit auch alles Andere.

Um sie wieder zu entdecken, ritt ich bald in der einen, bald in der andern Richtung quer durch den Chapparal; aber Alles war vergebens. Ich fand weder Hufspur, noch zerbrochene Zweige. Nun hielt ich es für das Klügste, wieder nach der offenen Prairie zurückzukehren, dort die Spur wieder aufzunehmen und von da an zu verfolgen.

Ich lenkte deßhalb mein Pferd herum nach der Richtung, welche, wie ich glaubte, nach der Prairie führte; denn auch hierüber war ich nicht mehr in Gewißheit. Erst nachdem ich eine halbe Stunde und über eine Meile weit durch Lichtung und Gebüsch — erst nachdem ich beinahe zwei Mal so weit in der entgegengesetzten Richtung und dann links und dann rechts geritten war, hielt ich mein gänzlich erschöpftes Pferd an, ließ die Zügel fallen und saß gebeugt in meinem Sattel, mit der festen Ueberzeugung, daß auch ich verloren war. —

Verloren, verirrt in dem Chapparal — diesem ausgetrockneten, scheußlichen Dschungel, wo jede Pflanze, die einen Dorn trägt, ihren Platz angewiesen erhalten zu haben schien. Ringsumher wuchsen Akazien, Mimosen, Gleditschia's, Robinia's, Algarobia's. — Hoch über Allen ragte die prachtvolle Fouquiera mit ihrem stachligen Stamme; hier blühte der Tornillo (Prosopis glandulosa) mit seinen gedrehten Bohnen, und der Junco (Koebleriana), dessen Blätter sogar nichts Anderes als Dornen sind. Hier sah ich speerförmige Yucca's und gespaltene Bromelia's (Agave und Dasylirion); hier gab es die überall wuchernden Cactaceen (Opuntia, Mammillaria, Cerius, Echinocactus). Selbst das Gras war dornig, denn es war eine Art Mezquite-Gras, dessen knotige Halme mit scharfen Sporen bewaffnet sind. —

Durch dieses entsetzliche Dickicht war ich nicht unverletzt hindurchgekommen. Meine Kleider waren schon zerrissen, meine Glieder bluteten.

Meine Glieder — und die ihren?

Nur an die ihrigen dachte ich, an jene schön geformten Glieder — die sanft gerundeten Arme — die glatte, zarte Haut — die entblößten Schultern — Ha, welche Marter, daran zu denken!

Nur durch Thätigkeit allein konnte ich hoffen, meine Gemüthsbewegung zu beschwichtigen, und mich abermals aus der Lethargie meiner peinlichen Gedanken aufrichtend, spornte ich mein Pferd wieder weiter durch das Gebüsch.

Sechzehntes Kapitel.

Die Javaris.

Ich hatte kein Merkmal, nach dem ich mich richten konnte — weder auf der Erde, noch am Himmel. Ich hatte die unklare Idee, daß die Jagd in westlicher Richtung stattgefunden habe und daß ich daher, um wieder auf die Prairie zurückzugelangen, eine östliche Richtung einschlagen müsse. Aber wie sollte ich Osten von Westen unterscheiden? In dem Chapparal war Beides gleich und eben so am Himmel. Die Sonne war nicht sichtbar, sondern die ganze Fläche des Himmels gleichförmig und bleifarben, und Nichts daran sichtbar, was zur Ermittelung der Himmelsgegenden hätte dienen können.

Wäre ich in einem Baumwalde von einer nordischen Sylva umgeben gewesen, so hätte ich meinen

Weg bald finden wollen. Die Eiche oder die Ulme, die Esche oder der Ahorn, die Buche oder der wilde Feigenbaum — irgend einer von diesen Bäumen wäre für mich Kompaß genug gewesen.

In diesem Dickicht von Dornsträuchern aber wußte ich mir gar keinen Rath. Es war eine subtropische Flora, oder vielmehr eine Vegetation der trockenen Wüste, welcher ich vollkommen fremd war.

Ich wußte, daß es Leute gab, die auch in dem Chapparal Bescheid wußten und mitten in demselben ohne Kompaß oder Stern Nord von Süd unterscheiden konnten; aber i ch konnte es nicht.

Ich hielt es deßhalb für das Beste, mich der Führung meines Pferdes anzuvertrauen. Mehr als ein Mal hatte ich, wenn ich mich in dem dichten Walde oder auf der grenzenlosen Ebene verirrt hatte, ein gleiches Vertrauen auf seinen Instinkt gesetzt — mehr als ein Mal hatte es mich meiner Verlegenheit entrissen.

Aber wohin konnte es mich bringen? Zurück nach dem Wege, auf welchem wir gekommen waren? Dies wäre sehr wahrscheinlich gewesen, wenn dieser Weg nach einer Heimath geführt hätte. Dies war aber nicht der Fall und mein armer Moro hatte eben so wie ich keine Heimath. Auch er war ein Freischärler und Herumstreicher und war seit Jahren

von Ort zu Ort gezogen, die Hunderte, ja Tausende von Meilen weit von einander lagen. Seinen heimischen Stall hatte er längst vergessen.

Ich vermuthete, wenn Wasser in der Nähe wäre, so würde sein Instinkt ihn zu diesem führen — und es war auch nöthig, für Roß sowohl als Mann. Erreichten wir vielleicht einen Fluß, so konnte uns dieser dann als Führer dienen.

Ich legte meinem Pferde den Zügel auf den Hals und überließ es seinem Willen. Schon hatte ich so laut geschrieen als möglich — in der Hoffnung, von meinen Kameraden gehört zu werden — von sonst Niemandem, denn was konnten menschliche Wesen an einem solchen Orte wollen, der selbst von der thierischen Schöpfung gemieden ward?

Die gehörnte Eidechse (Agama cornuta), die Klapperschlange, das gepanzerte Armadillo und der überall gegenwärtige Coyoté sind die alleinigen Bewohner dieser trockenen Dschungels, und dann und wann kommt eine Heerde Javaris oder amerikanische Wildschweine (Dicotyles torquatus), welche die Bohnenfrüchte des Tornillo fressen, vorüber.

Aber auch diese sind selten und der Reisende kann vierzig und fünfzig Meilen weit durch den mexikanischen Chapparal reiten, ohne auf irgend

einen lebenden und sich bewegenden Gegenstand zu stoßen.

Hier herrscht die Stille des Todes. Wenn nicht der Wind in den Zweigen der Akazien rauscht oder die unsichtbare Heuschrecke ihr grelles Zirpen in dem verdorrten Grase hören läßt, so kann der müde Wanderer immer weiter reiten, ohne durch einen anderen Schall als den seiner eigenen Stimme oder des Hufschlags seines Pferdes ermuthigt zu werden.

Für mich war immer noch die Möglichkeit übrig, daß meine Begleiter mich hören würden. Ich wußte, daß sie von der Spur nicht abweichen würden. Obschon sie noch weit zurück waren, als ich den Chapparal erreichte, so kamen sie doch ganz gewiß nach.

Es entstand jedoch die Frage, ob sie meiner Spur oder der des weißen Hengstes folgen würden.

Daran hatte ich bis jetzt noch nicht gedacht und ich überlegte es mir nun erst. Thaten sie das Erstere, so war es unklug von mir, wenn ich weiter ritt, da ich mich ja dann immer mehr von ihnen entfernte und sie zu einer längern Nachforschung nöthigte. Sie hatten ohnedies eine ziemlich schwierige Aufgabe zu lösen, da meine vielen Umwege kein leicht zu entwirrendes Labyrinth bildeten.

Es war mehr als wahrscheinlich, daß sie mir

folgen würden — in dem Glauben, daß ich irgend einen Grund gehabt, von der Spur des weißen Hengstes abzuweichen, vielleicht um ihm vorauszukommen, oder ihm den Weg abzuschneiden.

Diese Muthmaßung bestimmte mich, wenigstens so lange zu warten, bis so viel Zeit verstrichen wäre, als sie brauchten, um mich einzuholen.

Aus Mitleid mit meinem müden Pferde stieg ich ab. Dann und wann schrie ich laut und feuerte aus meinen Pistolen Signalschüsse ab.

Nach jedem derselben lauschte ich; aber weder auf Schuß noch auf Ruf folgte eine Antwort. Meine Kameraden mußten noch sehr weit sein, daß sie diese Schüsse nicht hörten. Hätten sie sie gehört, so würden sie dieselben ganz gewiß auf ähnliche Weise beantwortet haben, denn Alle führten Kugelbüchsen und Pistolen.

Ich begann zu glauben, es sei nun Zeit genug für sie verflossen, um mich zu erreichen. Wieder feuerte ich mehrere Schüsse ab, aber das Echo war, wie vorher, die einzige Antwort.

Vielleicht waren sie meiner Spur doch nicht gefolgt. Vielleicht waren sie der Spur des weißen Hengstes gefolgt, die sie bereits weit hinweggeführt hatte, so daß sie das Schießen nicht mehr hörten.

Eben so war aber auch möglich, daß noch nicht

so viel Zeit verflossen war, als sie brauchten, um bis zu mir zu gelangen.

Während ich mir die Sache so hin und her überlegte, vernahm ich auf einmal das Gekreisch von Vögeln in einiger Entfernung. Ich erkannte die unangenehmen Töne der Dohle, welche sich mit dem Geschwätz des rothen Cardinals mischten.

An diesen Tönen errieth ich zugleich, daß diese Vögel durch die Nähe irgend eines feindseligen Thiers aufgeregt waren. Vielleicht vertheidigten sie ihre Nester gegen die schwarze Schlange oder den Crotalus. Vielleicht wurden sie durch meine herannahenden Kameraden gestört — oder auch durch den weißen Hengst, der eben so wie ich noch in dem Chapparal umherirrte.

Ich sprang auf meinen Sattel, um mich besser umsehen zu können, und schaute über die Wipfel der Bäume.

Durch die Stimmen der Vögel geleitet, entdeckte ich bald den Schauplatz des Aufruhrs. In einiger Entfernung sah ich sowohl Dohlen als Cardinäle unter den Zweigen herumflattern, und es war augenscheinlich, daß sie durch Etwas auf dem Boden unter ihnen in diese Aufregung versetzt worden.

Gleichzeitig hörte ich ein seltsames Geräusch,

weit lauter, als die Stimmen der Vögel, wußte aber nicht, wodurch dasselbe verursacht ward.

Mein Muth entsank mir, denn ich wußte, daß es weder von meinen Kameraden, noch von dem weißen Hengste herrühren konnte. Es war nicht weit, und ich beschloß, mich zu überzeugen, was die Ursache eines solches Aufruhrs an diesem bis jetzt so stillen Orte sei.

Ich ritt so schnell auf den Platz zu, als mein Pferd sich durch das Gebüsch Bahn brechen konnte.

Bald war ich überzeugt.

Als ich den Rand einer kleinen Lichtung erreichte, ward ich Augenzeuge eines seltsamen Schauspiels — nämlich einer Schlacht zwischen dem rothen Jaguar und einer Heerde Javaris oder amerikanischer Wildschweine.

Die grimmigen kleinen Eber hielten den Panther umzingelt, der sich mit verzweifeltem Muthe vertheidigte. Mehrere von ihnen lagen von den starken Tatzen der riesigen Katze getödtet oder betäubt auf dem Boden, die übrigen aber hielten, ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen, ihren Feind noch vollständig umzingelt und sprangen grimmig fletschend auf ihn zu und verwundeten ihn mit ihren scharfen, blanken Hauern.

Dieses Schauspiel erweckte meine Jägerinstinkte,

und rasch meine Büchse zur Hand nehmend, legte ich an.

Ich zögerte nicht lange, welches Ziel ich zu wählen hätte — auf alle Fälle war es der Panther — ich drückte ab und mit zerschmettertem Schädel stürzte er sofort mitten unter seinen Angreifern zu Boden.

Es waren noch nicht drei Secunden vergangen, so hatte ich schon Grund, die Wahl zu bereuen, die ich hinsichtlich meines Opfers getroffen hatte. Ich hätte den Jaguar verschonen und entweder gar nicht oder auf einen seiner tückischen Feinde schießen sollen; denn in dem Augenblicke, wo er beseitigt war, wurden seine Angreifer die meinen, indem sie ihre Umzingelung auf mein Pferd und mich übertrugen, und zwar mit dem ganzen Ingrimm, den sie so eben noch gegen den Panther an den Tag gelegt!

Ich hatte kein Mittel, die undankbaren Bestien zu züchtigen. Sie hatten mir nicht Zeit gelassen, meine Büchse vor Beginn des Kampfes wieder zu laden, und meine Pistolen waren beide leer. Mein durch den unerwarteten Angriff sowohl, als durch die fremdartigen Thiere, von welchen er ausging, erschrecktes Pferd schnaubte wild und schlug aus; aber es mochte springen, wohin es wollte, so folgten fünfzehn bis zwanzig dieser grimmigen Bestien und

sprangen an ihm in die Höhe und ritzten ihm mit ihren furchtbaren Hauern die Schenkel.

Ein Glück für mich, daß ich im Stande war, mich im Sattel zu halten; denn wäre ich in diesem Augenblicke vom Pferde gestürzt, so wäre ich ganz gewiß sofort in Stücken gerissen worden.

Ich sah keine andere Rettung als Flucht, und meinem Pferde die Sporen gebend, überließ ich ihm den vollen Zügel.

Ach, durch das verworrene Dickicht kamen die Javaris eben so rasch vorwärts, und nachdem ich ungefähr hundertundfünfzig Schritte weit galoppirt war, sah ich die ganze Heerde immer noch um mich und noch so grimmig wie vorher an meinem Pferde in die Höhe springend.

Das Ende wäre vielleicht ein ziemlich schlimmes gewesen, wenn ich nicht in diesem Augenblicke Stimmen gehört und mehrere Reiter durch das Unterholz vordringen gesehen hätte.

Es waren Stanfield, Quackenboß und die übrigen Kameraden.

Binnen wenigen Secunden waren sie zur Stelle und ihre rasch spielenden Revolver lichteten bald die Reihen der Javaris, so daß die noch übrigen es gerathen fanden, sich grunzend und kreischend in das Dickicht zu retiriren.

Siebenzehntes Kapitel.

Brennt der Wald?

Die Trapper befanden sich nicht mit unter meinen Rettern — wo waren sie?

Die Andern antworteten, obschon ich bereits errieth, was sie zu sagen hatten. Rube und Garey waren der Spur des weißen Hengstes gefolgt und hatten es den Freischärlern überlassen, m i ch einzuholen.

Ich freuete mich über die Umsicht und Geistesgegenwart meiner Kameraden. Sie hatten gerade so gehandelt wie sie sollten. Ich selbst war gefunden und fürchtete nun auch nicht mehr, daß die Spur verloren gehen werde.

Mittlerweile mußten die Trapper schon weit auf derselben vorgedrungen sein, denn es war über

eine Stunde verflossen, seitdem sie sich von den Uebrigen getrennt. Meine Zickzackwege hatten meinen Leuten manche verblüffende Pause gekostet.

Sie waren aber nicht blindlings weiter geritten wie ich, und konnten daher auch ihren Weg zurückfinden. Da es unmöglich war, zu sagen, in welcher Richtung Rube und Garey sich entfernt hatten, so war dies das Beste, was sich thun ließ, und unter der Führung Stanfield's, eines erfahrenen Hinterwäldlers, begannen wir nach der Prairie zurückzukehren.

Es war nicht nöthig, unsere eigene vielfach geschlängelte Spur zurückzuverfolgen. Der Kentuckier hatte sich die „Lage" des Chapparal gemerkt und führte uns aus den Labyrinthen desselben auf einem fast schnurgeraden Wege hinaus.

Als wir die offene Prairie erreichten, machten wir nicht Halt, sondern drangen, die Spuren Rube's und Garey's und des weißen Hengstes verfolgend, sofort wieder in den Chapparal ein.

Unser Weg war nicht schwierig zu verfolgen, denn die Trapper hatten Sorge getragen, ihn uns deutlich vorzuzeichnen. An den meisten Stellen waren die Spuren der drei Pferde hinreichende Anzeichen; aber es gab auch Strecken, wo der Boden steinig war, und auf dem vertrockneten dürren Grase

ließ selbst der beschlagene Huf keine sichtbare Spur zurück.

An solchen Stellen waren ein zerbrochen herabhängender Akazienast, der gebogene Blumenstengel einer Aloë oder die mit einem scharfen Messer aufgeschlitzten saftigen Blätter des Cactus leicht ersichtliche und unverkennbare Zeichen, und von diesen geleitet, kamen wir rasch vorwärts.

Wir gingen nothwendig viel rascher als die Spürer selbst, denn trotz der frischen Spur gab es doch trockene Stellen und mit Felsstücken besäete Strecken, über welche sie hinwegführte, und wo es Zeit und Umstände bedurft hatte, sie aufzufinden.

Da wir weit rascher vorwärts kamen, als es Rube und Garey möglich gewesen war, so hoffte ich, daß wir sie sehr bald einholen würden. Ganz gewiß hatten sie mir etwas Neues zu berichten. Ganz gewiß waren sie des weißen Rosses ansichtig geworden — vielleicht hatten sie es schon gefangen — o, freudige Erwartung!

Oder kamen sie mit einer ganz andern Meldung zurück? Mußte ich hören, daß der weiße Hengst immer noch in wildem Galopp weitereilte? Daß er durch einen reißenden Strom geschwommen, oder in einen tiefen, finstern Abgrund gesprungen war?

Obschon wir daher den Spürern so schnell als möglich nacheilten, so kamen doch Augenblicke, wo ich fürchtete, sie einzuholen, — Augenblicke, wo mir bangte, ihre Meldung zu hören.

Wir hatten uns etwa fünf Meilen durch das gräßliche Dschungel hindurchgeschlagen, als ich eine seltsame Empfindung in meinen Augen — einen leichten Schmerz, was man gewöhnlich „Beißen" nennt — zu fühlen begann. Anfangs schrieb ich es dem Mangel an Schlaf zu. Meine Begleiter beklagten sich über dieselbe unangenehme Empfindung.

Erst als wir noch eine Strecke weiter gekommen waren, fanden wir die richtige Erklärung, indem wir bemerkten, daß die Luft voll Rauch war. Rauch war es, was das Beißen in unsern Augen verursachte.

Der Bewohner der Prairie betrachtet ein solches Anzeichen niemals mit Gleichgiltigkeit. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und wo Feuer ist, da ist auch Gefahr, wenigstens auf den breiten grasigen Steppen des Westens.

Einem brennenden Walde kann man aus dem Wege gehen. Man kann ganz nahe bei einem brennenden Walde stehen und das Schauspiel ohne Gefahr betrachten; eine brennende Prairie aber ist eine Erscheinung ganz anderer Art, und kaum ist ein

Standpunkt möglich, von welchem aus man das erhabene Schauspiel ohne Gefahr betrachten kann.

Es giebt Prairieen, welche durchaus nicht brennen. Die mit dem kurzen Büffelgrase (Sesleria dactyloides) und dem Rasen von verschiedenen Gattungen Grammagras (Choudrosium) bedeckten Ebenen fangen nur selten Feuer, oder wenn dies ja geschieht, so können Pferd, Mensch, Büffel und Antilope sehr leicht entrinnen, indem sie durch die Flammen hindurchspringen. Nur die kriechenden Thiere, Schlangen, Eidechsen und die Landschildkröte (Terrapin) fallen einer solchen Flamme zum Opfer.

Nicht so ist es mit den sogenannten Blumenprairieen oder denen, wo das hohe Binsengras einem Pferde bis an die Schultern reicht, und wo die hohen Stengel durch eine Masse Schlingpflanzen fest an einander gekettet sind und gleichsam ein ungeheures Netz bilden.

In der trockenen Jahreszeit, wenn ein Feuer eine Vegetation dieser Art faßt, ist daher wirklich Gefahr vorhanden — und da, wo es tobt, herrscht der Tod.

Es war Rauch, was unsere Augen belästigte, so daß das Wasser herausrann. Feuer mußte diesen Rauch verursachen — aber was stand denn in Flammen? Ich bemerkte die bedenklichen Mienen

meiner Begleiter, als wir weiterritten. Allerdings war der Rauch bis jetzt noch kaum bemerkbar und das Feuer, mochte es nun sein wo es wollte, mußte weit entfernt sein — so glaubten wir wenigstens.

Als wir weiter kamen, wurden die Blicke der Männer noch unruhiger. Ohne Zweifel ward der Rauch um uns herum dichter, der Himmel immer schwärzer und der Schmerz in unsern Augen immer empfindlicher.

„Der Wald brennt," sagte Stanfield.

Stanfield war ein Hinterwäldler und dachte daher allemal zunächst an den Wald.

Mochte es nun aber Wald oder Prairie sein, so war doch ein Brand außer allem Zweifel. Er war vielleicht weit, denn der Wind trägt den Rauch eines Prairiebrandes in große Entfernung, aber dennoch konnte ich mich des Argwohns nicht erwehren, daß es nicht weit sei. Ich bemerkte, daß weiße Flocken von verbrannten Blättern um uns her niederfielen, und aus der scharf beißenden Einwirkung des Rauches schloß ich, daß er noch nicht weit geflogen sein konnte, denn seine Gase waren noch nicht zerstreut.

Dennoch aber war es nicht die Entfernung des Feuers, was mich hauptsächlich beunruhigte, sondern vielmehr die Richtung desselben. Der

Wind wehete uns gerade entgegen und der Rauch ging mit dem Winde. Der Brand mußte gerade vor uns sein, in derselben Richtung, nach welcher die Spur führte.

Der Rauch ward immer dichter und dichter — vor uns schien der Himmel von einem grellen Lichte durchzuckt zu werden, und ich glaubte schon das Knistern der Flammen zu hören. Die Luft war heiß und trocken. Ein erstickendes Gefühl entwickelte sich in der Kehle, und bald schnappten wir Alle nach Athem.

Es war plötzlich so finster geworden — oder wir waren vielmehr so durch den Rauch geblendet, daß wir kaum die Fährte zu unterscheiden vermochten.

Meine Begleiter hätten gern Halt gemacht, aber ich nöthigte sie weiter fort. Durch Stimme und Beispiel trieb ich sie an, denn ich ritt an der Spitze. Mein Herz war zu unruhig, als daß ich mich hätte entschließen können, Halt zu machen.

Wo aber waren Rube und Garey? Wir waren weit und schnell vorwärts gekommen — wir mußten sie nun bald erreicht haben — sie konnten nicht weit voraus sein.

Ich ließ einen lauten Ruf erschallen.

„Hollah!“ lautete die Antwort in dem rauhen Bariton des jüngern Trappers. Wir eilten schnell

in der Richtung, von welcher die Stimme hergekommen war, weiter. Der Weg führte nach einer Lichtung in den Chapparal, in deren Mitte wir durch den Rauch hindurch die Gestalten von Menschen und Pferden unterscheiden konnten.

Mit begierigem Blicke musterte ich die Gruppe. Ein einziger Blick war hinreichend — es waren von jedem nur zwei — Niemand weiter als die Spürer.

Achtzehntes Kapitel.

Rauch und Durst.

„Ah, Monsieur Roub!“ rief der Canadier, als wir hinzueilten. „Was maken denn diese diable d'une fumée — Rauk! Sind die Wald gekommen in Feuer — wie?“

„Der Wald!“ rief Rube, indem er dem Sprechenden einen verächtlichen Blick zuwarf. „Es giebt ja hier gar keinen Wald! Das ist ein Prairiefeuer. Riecht Ihr denn nicht den Gestank des Grases?“

„Ah oui! vraiment — c'est la prairie. Wißt Ihr das auch ganz bestimmt, Monsieur Roub?“

„Ob ich es weiß!“ schrie der Trapper im Tone der Entrüstung. „Ob ich es weiß? Ihr verdammter parlez-vous-Froschfresser, glaubt Ihr denn, ich kenne den Geruch einer brennenden Prairie nicht?“

„Ah pardonnez-moi, Monsieur Roub. Ick meinen — fein Chapparal brûlé — ces arbres?“

„Nein, auch der Chapparal brennt nicht,“ entgegnete Rube, durch die höfliche Entschuldigung des Franzosen wieder ein wenig begütigt, „also sei't nur nicht ängstlich — Ihr habt Nichts zu befürchten.“

Diese Versicherung schien nicht blos den schüchternen Canadier zu erfreuen, sondern auch die Andern, welche bis diesen Augenblick fürchteten, daß das Dickicht in Flammen stehe.

Was mich betraf, so hegte ich diese Furcht nicht. Ich bemerkte, daß der Chapparal nicht brennen könne. Hier und da würden allerdings einzelne Gruppen von trockenen Mezquite-Bäumen Feuer gefangen haben wie Zunder, an den meisten Stellen aber machte die saftige Vegetation drei Theile des Dschungels aus und machte dasselbe feuerfest.

Dies war besonders der Fall um die Lichtung herum, wo die Trapper ihren Standpunkt gewählt hatten, und die von einer Mauer des großen Orgelcactus nebst Aloës, Opuntias und andern Pflanzen mit saftigen Blättern vollständig umgeben war. In der Lichtung waren wir vor dem Feuer so sicher, als ob es hundert Meilen weit entfernt gewesen wäre. Wir litten blos von dem Rauche, welcher

jetzt die ganze Atmosphäre erfüllte und eine Finsterniß verursachte, welche fast der Nacht gleichkam.

Um unsere Sicherheit war mir aber nicht bange. Diese war es nicht, woran ich dachte.

Auf die wenigen zwischen Rube und dem Canadier gewechselten Worte hatte ich kaum geachtet. Garey kam auf mich zu und mit begierigem Ohre hörte ich, was er mir zu melden hatte.

Es war bald erzählt. Rube und er waren der Fährte gefolgt, bis sie aus dem Chapparal herauskam und in eine weite Grasprairie hineinführte.

Der Rand des Dickichts war dicht daneben, aber sie waren eine bedeutende Strecke jenseits desselben und über die Ebene gegangen.

Sie drangen immer noch weiter vor, als sie zu ihrer Bestürzung bemerkten, daß die Prairie unmittelbar vor ihnen in Flammen stand! Der Wind wälzte sowohl Rauch als Flammen mit der Schnelligkeit eines galoppirenden Pferdes vor sich her, und nur mit Mühe entrannen sie dadurch, daß sie sofort nach dem Chapparal zurücksprengten.

Und der weiße Hengst — was war aus ihm geworden? Hatten sie Nichts gesehen?

Ich stellte diese Frage nicht mit Worten — sondern nur in Gedanken, und blos in Gedanken wurde sie beantwortet.

Die Trapper schwiegen beide, und dies war eine verneinende Antwort; ja, ich las ein Unglück verkündendes Nein in ihren düstern Blicken.

Wir waren genöthigt, Halt zu machen. Selbst der Rauch machte ferneres Vordringen unmöglich; aber wir hörten das Feuer in nicht großer Entfernung, und die Halme des groben Binsengrases knallten wie Musketensalven.

Dann und wann brach ein aufgescheuchtes Reh durch das Gebüsch und rannte in voller Eile an uns vorüber.

Eine Heerde Antilopen kam in die Lichtung hereingerannt und machte dicht neben uns Halt, denn die geängsteten Thiere wußten nicht, wohin sie laufen sollten.

Dicht auf sie folgte ein Rudel Prairiewölfe, aber nicht um sie zu verfolgen. Diese machten ebenfalls in der Nähe Halt.

Ein schwarzer Bär und ein Jaguar folgten zunächst, und wilde Raubthiere und harmlose Wiederkäuer standen neben einander, Beide vor Schrecken ihre natürlichen Gewohnheiten vergessend.

Vögel kreischten unter den Zweigen, Adler in der Luft und schwarze Geier sah man durch den Rauch hindurchschweben, ohne daß es ihnen einfiel, sich auf eine Beute niederzustürzen.

Nur der Mensch blieb seinen Instinkten treu. Meine Begleiter waren hungrig. Die Büchsen wurden angelegt und der Bär und eine der Antilopen fielen ihnen zum Opfer.

Beide wurden rasch abgehäutet und zerlegt. Ein Feuer ward in der Lichtung angezündet und auf Säbelklingen und Holzspeilern wurden die ausgewählten Bissen des erlegten Wildes gebraten und unter allerlei Scherzen über die „räucherige Küche" verzehrt.

Ich selbst war hungrig. Ich theilte das Mahl, aber nicht die Heiterkeit. In diesem Augenblicke hätte kein Witz mir ein Lächeln abgewinnen und der üppigst besetzte Tisch mich nicht fröhlich stimmen können.

Ein noch fühlbareres Bedürfniß als der Hunger machte sich bei meinen Begleitern geltend, und ich empfand es ebenfalls. Es war der Durst. Stundenlang hatten wir Alle daran gelitten. Der lange, scharfe Ritt hatte ihn erzeugt, und nun war er durch den Rauch und die trockene, heiße Atmosphäre bis zu einem qualvollen, fast unerträglichen Grade gesteigert worden.

Seit dem Strome vor Tagesanbruch hatten wir kein Wasser wieder passirt. In dem Chapparal

war keins. Die Spürer hatten, so weit sie gekommen waren, ebenfalls keins gesehen.

Wir waren in einer wasserlosen Wüste, und schon dieser Gedanke macht die Qual des Durstes härter zu ertragen.

Einige von uns kauten Bleikugeln oder aufgelesene Kiesel, Andere stillten ihren Durst einigermaßen, indem sie das Blut der geschlachteten Thiere — des Bären und der Antilope — tranken, doch fanden wir ein noch besseres Mittel in den saftigen Stengeln des Cactus und der Agave.

Die Linderung war jedoch nur eine zeitweilige. Der Saft kühlte allerdings Lippen und Zunge; aber es liegt in diesen Pflanzen zugleich etwas Prickelndes, welches bald seine Wirkung äußerte, und unser Durst war stärker als vorher.

Einige sprachen davon, auf der Fährte zurückzukehren, um Wasser zu suchen, selbst wenn wir bis zu dem Strome — eine Entfernung von mehr als zwanzig Meilen — zurückkehren müßten.

Unter solchen Umständen verliert selbst ein militairisches Commando seine Autorität. Die Natur ist stärker als das Kriegsgesetz.

Ich machte mir Nichts daraus, wenn sie umkehrten. Ich fragte nicht darnach, wer mich verließ, dafern nur die beiden Trapper mir treu blieben.

Ich fürchtete auch nicht, daß sie mich verlassen würden, und meine Mißbilligung des gemachten Vorschlags reichte hin, Alle dahin zu bewegen, daß sie sich bereit erklärten, weiterzugehen.

Zum Glück begann sich in diesem Augenblicke der Rauch zu verziehen und die Atmosphäre aufzuklären. Das Feuer war bis an den Rand des Chapparal gebrannt, wo ihm sich nun die saftigen Bäume widersetzten. Das Gras war vollständig aufgezehrt und der Brand damit zu Ende.

Wir bestiegen unsere Pferde und ritten aus der Lichtung hinaus. Die Fährte noch einige hundert Schritte weiter verfolgend, kamen wir aus dem Dickicht heraus und standen dann am Rande der verheerten Ebene.

Neunzehntes Kapitel.

Eine verbrannte Prairie.

Die Erde hat keinen schauerlicheren und öderen Anblick aufzuweisen, als den einer verbrannten Prairie.

Der Ocean, wenn seine Wogen grau sind — eine flache, im schnellen Aufthauen begriffene Schneegegend — alle diese machen auf den Beschauer den Eindruck des Schauerlichen und Eintönigen. Das Wasser aber hat immer noch Bewegung und die halb aufgethaute Ebene zeigt einige Abwechselung in dem Gemisch von Weiß, Grau und Erdfarbe.

Nicht so ist es mit der angezündeten, verbrannten Steppe. Auf dieser gewahrt das Auge weder Farbe, noch Form, noch Bewegung. Es schweift über die grenzenlose Ebene, um das Eine oder An-

dere zu suchen, aber vergebens; und in Abwesenheit aller Drei wird es müde, und das Herz muthlos und krank.

Selbst der Himmel bietet kaum einige Abwechselung. Auch er zeigt durch Wiederspiegelung der schwarzen Fläche ein düsteres Ansehen, oder vielleicht das durch die Betrachtung der Erde ermüdete Auge sieht nicht den Glanz des Himmels.

Eine Prairie erfreut, selbst wenn sie grün ist, das Auge nicht allemal — selbst dann nicht, wenn die schönsten Blumen sie schmücken. Ich habe solche bis an die äußerste Grenze des Gesichtskreises grünende oder blühende Ebenen gesehen und mich darnach gesehnt, daß Etwas sichtbar werden möchte — ein Felsen, ein Baum, ein lebendes Geschöpf — irgend Etwas, was das allgemeine Einerlei unterbräche; gerade wie der Reisende auf dem weiten Oceane sich nach Schiffen, nach Cetaceen oder dem Anblicke des Landes sehnt, und sich über einen Nautilus, Polypen, Phosphoresciren des Wassers oder eine schwimmende Pflanze freut.

Die Farbe allein befriedigt den Sinn nicht. Welch' reizendere Farbe könnte man sich denken, als das frische Grün der grasigen Ebene? Was sieht köstlicher als das dunkle Blau des Oceans? Und dennoch wird das Auge beider müde. Selbst die

„Blumenprairie“ mit ihren tausend Kelchen von jeder Farbe und Schattirung, mit ihrem goldenen Helianthus, ihrer weißen Argemone, ihrem purpurnen Cleome, ihren blaßrothen Malven, ihren blauen Lupinen, ihrem rothen und gelben Mohn — selbst diese schönen Farben werden dem Auge langweilig und es sehnt sich nach Form und Bewegung.

Wenn dem aber so ist, wie muß erst die Prairie sein, wenn sie all' ihrer grünenden, blühenden Reize entkleidet — wenn sie zu schwarzer Asche verbrannt ist? Es ist schwer, sich den schauerlich eintönigen Anblick zu denken, welchen sie dann darbietet — noch viel schwieriger, ihn zu beschreiben. Worte reichen nicht aus, um ein solches Schauspiel zu malen.

Und so bot es sich unsern Augen dar, während wir aus dem Chapparal hinausritten Das Feuer war vorbei — selbst der Rauch hatte aufgehört aufzusteigen, ausgenommen an Stellen, wo die feuchte Erde noch von der Hitze dampfte. Rechts und links aber und weit gerade aus bis an den äußersten Rand des Horizontes war die Fläche wie mit einem ungeheuern Flore bedeckt. Es war keinerlei Form, weder eine lebendige noch eine leblose, darauf zu sehen. Es war kein Leben und keine Bewegung da, selbst nicht in den Elementen. Alles Geräusch hatte aufgehört — eine schauerliche Stille herrschte oben und

rings umher — die Welt schien todt und in ein ungeheures Leichentuch gehüllt zu sein.

Unter andern Umständen würde ich ein solches Schauspiel mit Muße betrachtet haben, wenn auch nicht um es zu bewundern. Auf dieser unendlichen Wüste war Nichts zu bewundern, selbst nicht die Erhabenheit.

Aber kein Schauspiel, wie erhaben, wie schön es auch gewesen wäre, hätte mich in diesem Augenblicke von meinen Gedanken abwendig machen können.

Die Spürer waren schon weit hinausgeritten und verschwanden halb hinter der Wolke von schwarzer Asche, die von den Hufen ihrer Pferde emporgeworfen ward. Eine Strecke weit ritten sie gerade aus, ohne sich nach der Fährte des weißen Hengstes umzusehen. Ehe sie auf das Feuer gestoßen, waren sie schon über den Rand des Chapparal hinausgewesen.

Nach einer Weile sah ich sie sich langsamer bewegen und die Augen auf den Boden richten, als ob sie die Spur suchten. Ich zweifelte, daß sie im Stande sein würden, sie jetzt zu finden oder zu verfolgen. Die seichten Hufspuren mußten jetzt von den Ueberresten der verbrannten Halme ausgefüllt sein und ließen sich ganz gewiß nicht weiter verfolgen.

Von mir oder einem andern gewöhnlichen Menschen hätte dies auch nicht geschehen können; für die

Augen dieser scharfblickenden Jäger aber war die Fährte so deutlich sichtbar als je. Ich sah, daß sie, nachdem sie einige Secunden gesucht, sie aufgenommen hatten und sich, von ihr geleitet, weiterbewegten.

Einige leichte Vertiefungen bemerkte ich allerdings hier und da auf dem Boden, die aber von der ebenen Fläche ringsum kaum zu unterscheiden waren. Hätte man mir nicht gesagt, was sie zu bedeuten hätten, so hätte ich sicherlich nimmermehr die Spuren eines Pferdes darin erkannt.

Es war eine sehr breite Prairie und wir schienen den mittleren Theil derselben zu passiren. Das Feuer hatte sich weit ausgebreitet. An einer Stelle, beinahe auf der Mitte, wo die Spur nur schwach und schwer zu erkennen war, machten wir eine kurze Weile Halt, um den Spürern Zeit zu lassen. Eine augenblickliche Neugier bewog mich, eine kurze Umschau zu halten. Grauenvoll war der Anblick — grauenvoll ohne Erhabenheit — selbst der dornige Chapparal brachte keine Abwechselung mehr für das Auge hervor.

Der Umriß des niedrigen Gehölzes war unter den Horizont hinabgesunken und auf allen Seiten dehnte sich die versengte Ebene bis an den Rand des bleifarbenen Himmels — schwarz — schwarz — gren-

zenlos. Wäre ich allein hier gewesen, so hätte ich mich leicht der Idee hingeben können, daß die Welt gestorben sei.

Ueber dem Anschauen dieser ungeheuern schwarzen Leere vergaß ich einen Augenblick meine Kameraden und versank in einen gewissen Grad von lethargischer Betäubung. Ich glaubte, auch ich sei todt oder träumte — ich glaubte, ich sei in der Hölle — in dem Avernus der Alten. In meiner Jugend hatte ich das Unglück gehabt, viel klassische Weisheit in mich aufnehmen und darüber andere, nützlichere Studien vernachlässigen zu müssen, und oft im Leben haben sich die poetischen Abgeschmacktheiten der griechischen und lateinischen Mythologie meinem Geiste sowohl im Schlafe als im Wachen aufgedrängt.

Ich bildete mir daher ein, irgend ein wohlmeinender Anchises habe mich in diese Regionen geführt und die vor mir liegende schwarze Ebene sei eine Landschaft in dem Königreiche Pluto's. Reifliches Nachdenken — wenn ich dessen fähig gewesen wäre — würde mich sofort von meinem Irrthume überzeugt haben, denn kein Theil des Gebietes dieses Monarchen kann so dünn bevölkert sein wie dieses.

Die Stimmen meiner Begleiter rüttelten mich aus meinem Hinbrüten wieder auf. Die verlorene Fährte war wiedergefunden und es ging weiter.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Gespräch der Spürer.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und holte meine Leute bald ein. Ohne auf den Staub zu achten, ritt ich dicht hinter den Spürern her und horchte, was sie sagten.

Diese „Männer der Gebirge" — wie sie sich mit Stolz nannten — waren eigenthümliche Menschen. So lange sie in der Ausübung eines Dienstes wie der gegenwärtige begriffen waren, sprachen sie ihre Gedanken fast gar nicht aus, selbst gegen mich nicht. Noch weit weniger mittheilsam waren sie gegen meine übrigen Leute, welche sie als „Grünhörner" oder „Gelbschnäbel" betrachteten — ihr Lieblingsname für Alle, welche noch nicht die Tour dur chdie großen Prairieen gemacht hatten.

Obschon Stanfield und Black Hinterwäldler und Jäger von Profession, Quackenboß ein famoser Schütze, Leblanc weit gereis't und die andern Alle mehr oder weniger erfahren waren, so waren sie in den Augen der Trapper dennoch weiter Nichts als Gelbschnäbel und Neulinge. Um dies nicht zu sein, mußte man auf einer Prairie dem Hungertode nahe gewesen sein — am Gelben Stein oder an der Platte der Büffeljagd obgelegen — sich mit Indianern herumgeschlagen — Skalp oder Ohren verloren — einen Winter am sogenannten grünen Winkel oder am Peterloch zugebracht — oder in dem Schnee der Felsengebirge campirt haben! Wenigstens einige von diesen Heldenthaten müssen nothwendig vollführt worden sein, ehe der Gelbschnabel oder das Grünhorn immatrikulirt und zum Range eines „Gebirgsmannes" erhoben werden kann.

Ich war von meiner ganzen Schaar der Einzige, der in Rube's und Garey's Augen kein Grünhorn war, und selbst ich — als Dilettant — ward in gewissen Beziehungen immer noch nicht für voll von ihnen angesehen.

Trotz aller meiner klassischen Bildung daher, meiner schönen Worte, meines schönen Pferdes und meiner schönen Kleider erkannte ich, so lange wir uns innerhalb der Grenzen des Prairielandes befan-

den, diese Leute als über mir stehend an. Sie waren meine Führer, meine Lehrer, meine Herren.

Seitdem ich sie auf der Fährte eingeholt, hatte ich sie nicht aufgefordert, mir irgend eine Meinung mitzutheilen.

Ich fürchtete eine direkte Antwort, denn ich hatte Etwas wie einen verzweifelnden Blick in den Augen Beider entdeckt. Als ich ihnen jedoch über die schwarze Ebene folgte, war es mir, als ob ihre Mienen sich ein wenig aufhellten und wieder von einem schwachen Strahle der Hoffnung erleuchtet würden.

Aus diesem Grunde ritt ich dicht hinter ihnen drein und horchte begierig auf jedes Wort, welches zwischen ihnen gewechselt ward.

Rube sprach eben, als ich mich ihnen näherte.

„Na, ich glaube es nicht, Bill — es ist nicht möglich. Die Prairie ist angezündet worden — es muß so und nicht anders gewesen sein. Von selbst hat sie sich nicht angezündet — wie?“

„Ganz gewiß nicht — da stimme ich mit Euch überein, Rube.“

„Na — ein Mal in Bent's Fort am Arkinsaw traf ich einen Kerl — einen pudelnärrischen Kerl. Er schlich überall herum, sammelte allerlei Blumen, Kräuter und andere Pflanzen und legte sie zwischen

Blätter Papier — er nannte das puthahnisiren — gerade wie jener deutsche Doctor, der seinen Tod fand, als wir in das Navaghland auf der andern Seite des Grande kamen."

„Ich besinne mich noch recht wohl auf ihn."

„Also dieser Kerl, von dem ich jetzt spreche, hatte immer ein großes Maul und schwatzte von allerhand Dingen, so unter andern auch ein Mal von Selbstentzündung, wie er es nannte."

„Ganz recht — davon habe ich auch gehört."

„Also gut, der Puthahniker sagte, auch eine Prairie könne sich von selbst entzünden, ohne daß Jemand Hand dabei anlege. Das aber glaube ich nimmermehr. Natürlich weiß ich, daß der Blitz zuweilen eine Prairie in Brand setzen kann; aber der Blitz ist an und für sich ein natürliches Feuer und es versteht sich von selbst, daß das trockne Gras davon anbrennen muß, wie Zunder. Aber ich möchte wissen, wie Feuer sich von sich selbst entzünden kann? — das möchte ich wissen."

„Ich glaube auch nicht daran," entgegnete Garey.

„Daran thust Du ganz Recht. Ich habe noch nie einen Prairiebrand gesehen, an welchem nicht ein Lagerfeuer oder ein Indianer schuld gewesen wäre

— das heißt, ausgenommen wo der Blitz den Brand bewirkt hatte."

„Und glaubt Ihr, Rube, daß auch an diesem Brande ein Indianer schuld sei?"

„Ja wohl glaube ich es, und ich will Dir meine Gründe mittheilen. Erstens siehst Du, daß es heute Morgen nicht geblitzt hat. Zweitens ist es für eine Niederlassung von Weißen hier zu weit westlich — natürlich rede ich von Texanern — Mexikaner können vielleicht da sein, aber diese nenne ich keine Weißen. Aber auch Mexikaner können es kaum gewesen sein. Es ist viel zu weit nördlich für die Gelbhäute, wenigstens gerade jetzt, denn die Comanches haben jetzt ihren mexikanischen Monat und sind ebenso wie die Lipans auf der Kriegsfährte. Deßhalb ist es klar, daß es kein Mexikaner gewesen ist, der die Prairie in Brand gesteckt hat, ein Blitz hat es auch nicht gethan und es muß daher durch einen Indianer oder die verwünschte Selbstentzündung geschehen sein."

„Eins oder das Andere."

„Und da ich an die Selbstentzündung durchaus nicht glaube, so ist es meine Meinung, daß es rothe Indianer gewesen sind — die haben es gethan."

„Es läßt sich kaum bezweifeln," entgegnete Garey beistimmend.

„Und wenn sie es gewesen sind," fuhr der alte

Trapper fort, „so sind sie auch noch nicht weit und wir müssen uns gehörig umschauen."

„Ja, das ist wahr," stimmte Garey wieder bei.

„Ich sage Dir, Bill," fuhr Rube fort, „die Indianer sind jetzt fürchterlich aufgebracht. So blutdürstig und kampfslustig habe ich sie noch gar nicht gesehen. Der Krieg hat sie von Neuem aufgerüttelt und sie haben es besonders auf uns gemünzt, weil der General von ihrem Anerbieten, uns gegen die Gelbhäute beizustehen, Nichts wissen wollte. Wenn wir mit Comanches oder Lipans auf diesen Ebenen hier zusammentreffen, so skalpiren sie uns oder wir sie — so steht die Sache."

„Aber weßhalb könnten sie denn die Prairie in Brand gesteckt haben?" fragte Garey.

„Ja, das konnte ich mir Anfangs auch nicht erklären. Ich glaubte, es könne zufällig geschehen sein — vielleicht durch Umherstreuen eines Lagerfeuers — denn die Indianer gehen dabei sehr unvorsichtig zu Werke. Jetzt aber habe ich eine andere Idee. Die Geschichte, welche Quackenboß und der Franzose aus der Rancheria mitgebracht haben, läßt mich die ganze Sache durchschauen."

Ich kannte die Geschichte, von welcher Rube sprach. Quackenboß und Leblanc hatten, als sie im Dorfe waren, ein Gerücht von einem indianischen

Raubzuge gehört, welcher gegen eine der mexikanischen Städte nicht weit von der Rancheria unternommen worden war.

Es war an demselben Tage geschehen, wo wir ausmarschirten. Die Indianer — wahrscheinlich Lipans oder Comanches — hatten die Stadt geplündert und sowohl Beute als Gefangene mit fortgenommen.

Eine Abtheilung von ihnen war nicht weit von der Rancheria vorbeigezogen, nachdem wir dieselbe verlassen hatten. Diese Abtheilung hatte sich nach der Hacienda de Vargas begeben und die von der Guerrilla unvollendet gelassene Plünderung vollständig gemacht.

Dies war der Hauptinhalt Dessen, was die Boten gehört hatten.

„Ihr meint also wegen der Indianer?“ sagte Garey, halb fragend.

„Versteht sich,“ entgegnete Rube. „Höchst wahrscheinlich sind die Indianer dieselben Nigger, denen wir an der Mesa das Fell so durchgerbten. Sie sind noch nicht wieder in ihre Berge zurück, sie schämen sich, ohne Beute wieder nach Hause zu kommen. Ihre Weiber würden sie verhöhnen.“

„Das ist gewiß.“

„Ja wohl. Also, Bill, Du siehst nun, was

ich meine. Das Gesindel hat sich seit jener Zeit hier herumgetrieben, bis es ihm möglich geworden ist, einen Hauptstreich gegen die mexikanische Stadt auszuführen."

„Es kann leicht so sein, wie Ihr sagt, Rube. Aber warum haben sie denn die Prairie angezündet?"

„Na, Bill, erräthst Du denn das nicht? Das ist ja so klar wie die Pikhöhe an einem Sommertage."

„Ich errathe es nicht," entgegnete Garey in nachdenklichem Tone.

„Na, i ch aber errathe es und die Sache ist so. Die Indianer haben die Keile, die sie an dem Prairiefelsen bekommen, noch nicht vergessen, und da sie vielleicht jetzt nicht mehr zahlreich sind und glauben, daß wir, die wir sie ausgeschmiert haben, noch in der Rancheria seien, so fürchteten sie, daß wir, wenn wir von ihrer Plünderung hörten, ihnen nachsetzen würden."

„Und sie haben die Prairie angezündet, um ihre Spur zu vertilgen?"

„Versteht sich."

„Bei Gott, Ihr habt Recht, Rube. Das ist höchst wahrscheinlich. Aber, wo glaubt Ihr, daß diese Spur hinführt? Der weiße Hengst ist doch sicher nicht von dem Feuer erfaßt worden?"

Ich neigte mich im Sattel vorwärts und horchte

mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Zu meiner großen Herzenserleichterung lautete die Antwort des alten Trappers verneinend.

„Gewiß nicht," sagte er. „Seine Spur geht, wie Du siehst, gerade aus. Hätte nun das Feuer schon begonen, ehe er über diese Prairie hinüber war, so wäre er schon längst umgekehrt und auf demselben Wege zurückgelaufen. Wie Du aber siehst, hat er das nicht gethan und daraus schließe ich, daß er wohlbehalten hindurchgekommen ist und daß das Gras hinter ihm in Brand gesteckt worden sein muß."

Ich athmete freier auf, nachdem ich diese Worte gehört. Eine Centnerlast schien mir vom Herzen zu fallen, denn bis diesen Augenblick hatte ich mich vergebens bemüht, die entsetzliche Furcht zu bekämpfen, welche in meiner Phantasie schon eine bestimmte Form angenommen hatte. Von dem Augenblicke an, wo wir die verbrannte Prairie betraten, waren meine Augen fortwährend und fast mechanisch weit voraus mit unruhigem Blicke über den Boden hingeschweift und hatten leblose, verkohlte, verbrannte Gestalten zu sehen gefürchtet.

Die Worte des Trappers gewährten mir Erleichterung — fast die Gewißheit, daß das Roß und seine Reiterin noch unversehrt seien — und von neuer Hoffnung erfüllt, ritt ich mit heiterem Muthe weiter.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Spuren von Indianern.

Nach einer Pause nahmen die beiden Führer ihr Gespräch wieder auf, und ich fuhr fort, zu horchen. Ich hatte einen Grund, mich nicht darein zu mischen. Wenn ich mich in ihre Berathung mengte, so sprachen sie vielleicht ihre Ueberzeugung nicht so frei aus, und ich wünschte zu wissen, was sie eigentlich dachten. Wenn ich mich dicht hinter ihnen hielt, so konnte ich Alles hören — während ich selbst in der Staubwolke, die um uns her aufstieg, unbemerkt blieb. Auf der weichen Asche war der Hufschlag kaum hörbar.

„Aber," sagte Garey, „wenn es Indianer gewesen sind, welche die Prairie angezündet haben, so müssen sie es windwärts gethan haben, und wir rei=

ten ja dem Winde gerade entgegen. Das ist dann eine schlimme Richtung, Rube, — was meint Ihr dazu, Alter?"

„Ja, es ist eine ganz verdammt häßliche Richtung, mein Junge."

„Es ist nicht viele Stunden her, seitdem das Feuer anfing, und die Rothhäute werden von der andern Seite noch nicht weit sein, glaube ich. Wenn die Pferdespur uns auf sie führt, so können wir in eine eklige Verlegenheit kommen, Alter."

„Ja wohl," entgegnete Rube in leisem, aber bedeutsam gedehntem Tone. „Und wenn ich mich nicht ganz verrechnet habe, so wird die Spur ganz gerade auf sie zu- und in ihr Lager hinienführen."

Ich stutzte, als ich dies hörte. Ich konnte nicht länger schweigen, sondern spornte mein Pferd rasch an die Seite des Trappers und fragte ihn, was er damit meine.

„Weiter Nichts, als was Ihr mich habt sagen hören, junger Freund," war seine Antwort.

„Ihr glaubt also, es sind Indianer vor uns — und das Pferd sei in ihr Lager gelaufen?"

„Nein, gelaufen nicht. Auch kann ich nicht für gewiß sagen, daß Indianer dort sind, obschon es sehr wahrscheinlich ist. Auf andere Weise läßt sich das Feuer nicht erklären — wenigstens können

wir, Bill und ich, uns nichts Anderes denken. Sind aber Indianer da, so glaube ich nicht, daß das Pferd in ihr Lager gelaufen ist, sondern halte es für sehr wahrscheinlich, daß es dahin geführt worden ist. Das denke ich, junger Freund."

„Ihr meint, die Indianer haben es gefangen?"

„Ja wohl, meine ich das."

„Aber wie? Welchen Grund habt Ihr, dies zu glauben?"

„Nun, weil ich es mir denke."

„Ich bitte, erklärt Euch, Rube!" rief ich in bittendem Tone. Ich fürchtete, daß sein Hang zur Verschwiegenheit ihn auch jetzt beherrschen, und er sich aus reiner, angeborener Liebe zur Geheimnißkrämerei weigern würde, seine Gründe anzugeben. Ich war zu aufgeregt, um die Geduld noch länger bewahren zu können, meine Aufforderung aber erwies sich als erfolgreich.

„Na, seht Ihr, junger Freund, das Pferd muß hier vorbeigekommen sein, ehe noch die Prairie in Brand gesteckt ward, und es läßt sich nicht anders denken, als daß Der, der dies gethan hat, sich windwärts von hier befunden haben muß. Eben so ist es auch wahrscheinlich, daß Dieser das Pferd gesehen haben muß. Ganz gewiß aber hat ferner Niemand dieses Pferd mit dem darauf gebundenen jungen

Mädchen sehen können, ohne ihm sofort nachzusetzen. Indianer haben das ganz gewiß nicht unterlassen und es jedenfalls auch gefangen."

„Glaubt Ihr das?"

„Versteht sich. Das Pferd muß todmüde gewesen sein — das heißt, wenn es nicht den Teufel im Leibe hat — und ich vermuthe — o, o! — gerade, wie ich sagte — schauet! schauet!"

„Was giebt es?" fragte ich, als ich Rube plötzlich Halt machen und auf den Boden zeigen sah, auf welchen seine Augen ebenfalls geheftet waren. „Was giebt es, Rube? Ich sehe hier weiter nichts Seltsames?"

„Seht Ihr denn nicht die Pferdespuren? — da! — dicht, wie von einer Schaafheerde — Hunderte müssen es gewesen sein."

Allerdings bemerkte ich einige leichte Vertiefungen in der Fläche des Bodens, die aber durch die schwarze Asche beinahe völlig wieder gleich gemacht wurden. Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß es Pferdespuren seien.

„Ja, das sind sie," sagte Rube, „Spuren von Indianerpferden."

„Aber es können auch wilde Pferde gewesen sein, Rube," sagte einer der Freischärler, indem er heranritt und die Spuren betrachtete.

„Wilde Esel sind es gewesen!“ entgegnete der alte Trapper zornig. „Ihr habt wohl noch gar kein wildes Pferd gesehen? Glaubt Ihr denn, ich sei blind? Steh' ein Mal, Alte!“ rief er, indem er seine dürre Gestalt aus dem Sattel schleuderte und gleichzeitig mit seiner Stute sprach; „Du hast mehr Verstand, als dieser Kerl da — das höre ich gleich an Deinem Schnauben. Bleib' eine Minute stehen, Alte, bis ich diesen Grünhörnern hier gezeigt habe, wie ein Gebirgsmann eine Spur zu lesen versteht.“

Und mit diesen Worten ließ der Trapper sich auf die Kniee nieder, hielt die Lippen dicht an den Boden und begann, in die schwarze Asche zu blasen. Alle waren mittlerweile herangeritten und saßen in ihren Sätteln und sahen ihm zu.

Wir sahen, daß er die Asche aus einer der Vertiefungen hinwegblies, die er für Pferdespuren erklärt, und die sich auch als solche erwiesen.

„Na, da seht, Ihr Klugthuer!“ rief er, indem er sich triumphirend, aber auch zugleich wild gegen den Freischärler wendete, welcher die Wahrheit seiner Muthmaßung in Zweifel gezogen hatte, „das ist die Spur von einem mit Leder beschlagenen Hufe. Habt Ihr jemals ein mit Leder beschlagenes wildes Pferd, oder wildes Maulthier oder Esel gesehen? Wenn Ihr einen gesehen habt, so habt Ihr mehr

gesehen, als Rube Rawlins, der sich doch seit beinahe vierzig Jahren auf diesen Prairieen unter den wilden Pferden umhertreibt."

Natürlich erfolgte hierauf keine Antwort. Die Spur war da — wir stiegen ab und untersuchten sie Alle der Reihe nach. Ganz gewiß war es die Spur eines beschlagenen Pferdes — und zwar eines mit sogenanntem parfleché beschlagenen — einem dicken Leder, welches aus der Haut des Büffelstiers gemacht wird.

Wir Alle wußten, daß die berittenen Indianer der Ebene, und zwar nur diese, ihre Pferde auf diese Weise zu beschlagen pflegten.

Der Beweis war bündig — Indianer waren hier gewesen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Uebersetzung der Spur.

Diese Entdeckung bewog uns, Halt zu machen. Es folgte eine Berathung, an welcher Alle Theil nahmen; wie gewöhnlich aber hörten die Anderen nur den Meinungen der beiden Prairiemänner und ganz besonders der des alten Rube zu.

Der alte Trapper hatte Lust, ein wenig zu schmollen, und that, als ob er mit seinem Rathe nicht herausgehen wollte. Nichts konnte ihn mehr ärgern, als wenn man ihm widersprach oder seine Erfahrung in Zweifel zog. Ich habe es erlebt, daß er tagelang mürrisch war, weil Jemand, den er für unerfahrener hielt, als sich selbst, an seiner Geschicklichkeit gezweifelt hatte, und es gab auch in der That nur Wenige, deren Kenntniß der Prairie und Wildniß mit der seinen überhaupt nur zu vergleichen war.

Er hatte nicht immer Recht; meistentheils aber war es, wo sein Instinkt Nichts mehr zu enthüllen vermochte, vergeblich, noch weiter Etwas zu versuchen.

In dem gegenwärtigen Falle war Der, welcher so übereilter Weise an ihm gezweifelt, einer der „Grünsten" unter der ganzen Gesellschaft; dies aber machte in den Augen des alten Rube sein Vergehen nur um desto schwerer.

„Ein Kerl wie Ihr," sagte er, dem unglücklichen Freischärler noch einen letzten Hieb versetzend, „ein Kerl wie Ihr, sollte das Maul gar nicht aufthun, denn Eure Zunge geht hin und her, wie der Schwanz eines Büffels in der Fliegenzeit."

Da der Freischärler sich wohl hütete, auf diese ziemlich schroffe Zurechtweisung Etwas zu erwidern, so legte sich Rube's Zorn sehr bald, und nachdem er wieder ruhiger geworden, richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf den vorliegenden Gegenstand.

Daß Indianer hier gewesen waren — dies war jetzt eine ausgemachte Thatsache. Der eigenthümliche Hufbeschlag der Pferde machte es unzweifelhaft. Mexikanische Pferde würden, wenn sie überhaupt beschlagen waren, dies mit Eisen gewesen sein — wenigstens an den Vorderhufen. Wilde Mustangs würden einen nackten Huf gehabt haben, während

die Spur von texanischen oder amerikanischen Pferden leicht an dem eigenthümlichen Beschlage oder der bedeutenden Größe ihrer Hufe zu erkennen gewesen wären. Die Pferde, welche über diese Ebene galoppirt, waren weder wilde, noch texanische, noch mexikanische, und mußten daher nothwendig indianische gewesen sein.

Obschon die zuerst untersuchte eine Spur die Sache hätte feststellen können, so war die Thatsache doch von zu großer Bedeutung, um nur im Mindesten in Zweifel gelassen zu werden. Die Gegenwart von Indianern bedeutete zugleich Gegenwart von Feinden — von grausamen, tödlichen Feinden, und es war etwas mehr, als das Gefühl bloser Neugier, womit meine Genossen die Spur untersuchten.

Die Asche ward noch aus mehreren Vertiefungen herausgeblasen und diese sorgfältig studirt.

Noch fernerweite Thatsachen wurden durch diese Champollions der Prairie — Rube und Garey — an's Licht gestellt.

Wer auch die Pferde geritten haben mochte, so war es im Galopp geschehen. Sie waren nicht lange in einer und derselben Richtung geritten, sondern hatten hier und da neue Richtungen eingeschlagen. Es waren ihrer ungefähr zwanzig gewesen. Nicht zwei hatten nebeneinander galoppirt. Ihre Spuren

liefen zusammen oder durchkreuzten sich — bald im Zickzack, bald gingen sie geradeaus oder in weiten Curven und Kreisen über die Ebene.

Diese ganze Kenntniß hatten die Spürer sich in weniger als zehn Minuten einfach dadurch angeeignet, daß sie um den Platz herumritten.

Um sie in ihrer Diagnose nicht zu stören, machten wir an dem Platze Halt, wo die neuen Spuren zuerst bemerkt worden waren, und erwarteten hier den Ausgang der Untersuchung.

Nach etwa zehn Minuten kamen Beide wieder zu uns zurück. Sie hatten die Spur zu ihrer Zufriedenheit gelesen und bedurften nun keines fernern Lichtes.

Diese Spur hatte ihnen eine Thatsache enthüllt, die von größerer Bedeutung war, als alle übrigen. Natürlich wußten wir Alle, daß die indianischen Reiter über die Ebene geritten waren, ehe das Gras verbrannt war — aber wie lange zuvor? Es kostete uns keine Mühe, zu ermitteln, daß es an demselben Tage und seit Sonnenaufgang geschehen war — dies waren leicht zu erörternde Kleinigkeiten, aber zu welcher Stunde waren sie vorübergeritten? Spät oder früh? Mit dem weißen Hengste zugleich, oder vor, oder nach ihm?

Im Bezug auf diesen Punkt war ich höchst ge-

spannt; aber ich hatte keine Ahnung, daß dies ebenfalls durch die Spur festgestellt werden könne.

Zu meinem Erstaunen kamen diese scharfsinnigen Jäger jetzt zurück, um mir nicht blos die Stunde zu sagen, zu welcher der weiße Hengst diese Stelle passirt hatte, sondern auch, daß die indianischen Reiter ihm nachgeritten waren!

Ein Hellseher hätte kaum mehr zu leisten vermocht.

Der alte Trapper war mittheilsam geworden, mehr, als er sonst zu sein pflegte.

Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, den weißen Hengst zu verfolgen. Indianer waren in der Nähe. Vorsicht war nöthig geworden, und weder die Gesellschaft, noch der Rath des Bescheidensten waren zu verachten. Vielleicht bedurften wir bald der Kraft selbst des Schwächsten unter unserer Schaar.

Zur Antwort auf meine Frage theilten daher die Spürer ihre Entdeckungen umständlich mit.

„Das weiße Pferd," sagte Rube, „muß, wenn man die Geschwindigkeit berechnet, mit welcher es lief, und wie weit es bis hierher gehabt hat, vor ungefähr vier Stunden hier gewesen sein. Es hat nirgends Halt gemacht und, ausgenommen in dem Dickicht, ist es fortwährend Galopp gelaufen — das ist klar. Wir kennen die Entfernung; deßhalb kennen wir auch die Zeit — das ist auch klar, und es müssen so ziemlich vier Stunden, vielleicht etwas weniger, eher aber etwas mehr herauskommen. Nun aber weiter im Text. Die Nigger sind dicht hinter

dem Hengste her gewesen — entweder haben sie ihn gesehen oder seine Spur verfolgt — worüber sich nichts Gewisses bestimmen läßt. Daß sie ihm aber nachgesetzt sind, das haben wir auf die sonnenklarste Weise ermittelt."

„Aber wie denn?"

„Durch die Spuren, junger Freund."

„Aber wie so durch diese?"

„Na, das ist ja ganz einfach. Die von dem weißen Hengste gemachten sind zu unterst."

Die Folgerung war in der That ganz klar. Die Indianer mußten ihm nachgesetzt haben.

Wir verweilten nicht länger an dieser Stelle, sondern schickten die Spürer wieder voraus und rückten ihnen nach. Wir waren ungefähr eine halbe Meile weiter geritten, als die bis jetzt zerstreuten und nach verschiedenen Richtungen führenden Hufspuren sich vereinigten, als ob die Indianer nicht einer hinter dem andern — wie ihre gewöhnliche Methode ist — sondern in einer unregelmäßigen Schaar von mehrern Mann hoch geritten wären.

Die Spürer machten, nachdem sie diese neue Spur ungefähr hundert und fünfzig Schritte weit verfolgt, Halt, stiegen ab und ließen sich auf Hände und Kniee nieder, wie um die Spur noch ein Mal zu untersuchen. Wir Uebrigen machten ein wenig hinter ihnen ebenfalls Halt, und sahen ihnen zu, ohne sie weiter durch Fragen zu belästigen.

Wir bemerkten, daß sie Beide emsig beschäftigt waren, die Asche auf die Seite zu blasen, nicht von

einer besondern Spur, sondern von der ganzen Breite der Fährte.

Nach wenigen Minuten gelang es ihnen, den schwarzen Staub von einer Strecke von mehreren Schritten zu entfernen, so daß die zahlreichen Hufspuren deutlich sichtbar wurden, wie sie dicht neben einander lagen, oder eine die andere deckten und halb verwischten.

Rube kehrte nun zu der Stelle zurück, wo sie begonnen hatten, und rutschte wiederum gemächlich auf den Knieen weiter, hielt die Augen dicht auf den Boden geheftet und schien die Spur eines jeden Hufes für sich allein zu prüfen.

Ehe er den Punkt erreicht hatte, wo Garey noch mit dem Wegblasen des Staubes beschäftigt war, richtete er sich mit einer Miene, welche Ueberzeugung verrieth, auf seine Füße empor, wendete sich zu seinem Kameraden und rief:

„Plage Dich nicht weiter, Bill. Es ist gerade so, wie ich mir dachte. Sie haben ihn mit dem Lasso gefangen!"

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.